DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 38

DM 1,20

Österr. S. 9, Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.50 incl. oms
Italien L 350; Spanien Pts 38
Printed in Germany

Mirakel
Phantom aus dem All



Nr. 38

Mirakel, Phantom aus dem All

(2. Abenteuer mit Mirakel, dem Herrn im Geisterland)

Lucy Sherman war eine ausgesprochene Schönheit. Sie hatte rotes Haar, grüne Augen und ein Gesicht wie aus dem Skizzenbuch eines Malers.

Wer Lucy sah, fragte sich, warum sie nicht zum Film gegangen war. Das lag wahrscheinlich daran, daß die gutaussehende Rothaarige in Valley Forest geboren und aufgewachsen war. Hier in dieser kleinen Siedlung, in der rund zehntausend Menschen lebten, war noch keiner der mächtigen Filmbosse gewesen, um das Mädchen vom Lande zu entdecken. Und Lucy wiederum war nie in New York und Los Angeles gewesen, und es zog sie dort auch nicht hin.

Sie fühlte sich wohl in Valley Forest. Die einfachen Menschen behagten ihr, hier kannte sie jeden, hier mochte man sie.

Lucy Sherman gab eine Zeitschrift heraus, in der sie einmal wöchentlich über das Leben rund um Valley Forest berichtete. Das Blatt enthielt die Mitteilungen der Gemeinde, eine Gratulationsseite und vor allem viel Reklame der lokalen Kaufleute.

»Our Seven Days« erschien in einer Auflage von fünfeinhalbtausend Exemplaren. Lucy war Redakteurin, Anzeigenverwalterin und schrieb Interviews und Berichte.

An diesem Abend war sie in ihrer kleinen Wohnung gerade dabei, die neue Ausgabe abzuschließen, als das Telefon anschlug.

Sie meldete sich.

»Gregory hier«, antwortete eine dunkle, aufgeregt klingende Stimme. »Von der Wilson-Farm.«

Dieser Hinweis hätte sich erübrigt. Lucy kannte Gregory. Er war Stallknecht auf der Wilson-Farm. Die lag etwa fünf Meilen vom Ortskern entfernt.

Im Zentrum von Valley Forest lebte etwa ein Drittel der Einwohnerschaft. Die restlichen zwei Drittel verteilten sich auf kleine Siedlungshäuser und Farmen, die oft weit auseinander lagen.

»Ja, Gregory! Wo brennt’s denn? Ist’s soweit?« Es gab eigentlich nur einen Grund, weshalb der Stallknecht anrufen konnte. Die Stute Long Distance hatte geworfen. Alles, was mit diesem Pferd zu tun hatte, interessierte die Einwohner von Valley Forest. Long Distance war der Stolz und das Aushängeschild. Das Pferd fiel immer wieder auf bei Rennen und hatte dem Gestüt, das der Farm angegliedert war, schon manchen Preis eingebracht.

»Ja. Wir haben ein Fohlen. Aber…«

Gregory sackte förmlich die Stimme weg. Lucy wurde hellhörig. »Stimmt etwas nicht?«

»Das kann man wohl sagen, Miss Lucy. Es hat wohl keinen Sinn, daß Sie kommen…«

»Weshalb denn nicht?«

»Wir werden es töten müssen. Doc Ellert kann nichts machen. Das

Fohlen hat zwei Köpfe.«

»Verdammt!« entfuhr es der hübschen Redakteurin unbeherrscht.

Aber weshalb nicht kommen, sagte sie sich dann gleich darauf. Ein Fohlen mit zwei Köpfen – das gab einen Bericht für »Our Seven Days«, der nicht alltäglich war.

»Ich komme sofort, Gregory. Das muß ich mir ansehen.«

Sie legte sofort auf, ohne die Redaktion des Teilnehmers abzuwarten. Lucy schlüpfte in ihre Jacke, griff nach der weichen, etwas großen Ledertasche, in der Fahrzeugpapiere, Notizblock und Bleistifte untergebracht waren, und fuhr zwei Minuten später in dem moosgrünen Ford, der schon acht Jahre auf dem Buckel hatte, los.

Es war schon so finster, daß sie die Scheinwerfer anschalten mußte, um die dunkle Straße zu sehen, die sich schmal und verlassen zwischen uralten Bäumen dahinschlängelte. Quer durch das Tal. Von dieser Straße aus führten mehrere Abzweigungen über die bewaldeten Hügel, hinter denen die anderen Teile von Valley Forest lagen.

Auch die Wilson-Farm lag hinter einem solchen Hügel.

Lucy Sherman dachte an das Fohlen mit den zwei Köpfen und daran, daß sie es fotografieren würde. Sie hatte schon von solchen Dingen gehört und gelesen, aber selbst hatte sie noch nie ein Tier mit zwei Köpfen gesehen. Eigentlich war es mal etwas anderes, darüber zu schreiben.

Doch es warteten ganz andere Aufregungen auf sie, gegen die die Sensation des Fohlens mit den zwei Köpfen verblaßte und die Lucy fast um den Verstand brachten.

Sie war die erste, die dem Phantom aus dem All begegnete.

*

»ES« hatte keinen Namen. Aber es lebte. Nicht weil »ES« aus Fleisch und Blut und einer Ansammlung lebender Zellen bestand. Es existierte, weil es aus Materie bestand und diese Materie mit Geist erfüllt war.

Doch dieser Geist war schon seit Vorzeiten nicht mehr frei. Die Welt, in der »Es« einst existierte, war in die Hände dunkler Geister gefallen und die hatten sich die wenigen Exemplare der großen Rasse zu Sklaven gemacht.

Sein Leib hatte keine bestimmte Form. »Es« war eine Ansammlung grauweißen Lichts, das wie ein Schleier durch das Weltall segelte. »ES« war schwach und unbedeutend und abhängig von dem Willen des alles beherrschenden Molochos, der ein großes Dämonenheer sein eigen nannte und in der besonderen Gunst Rha-Ta-N'mys stand. Das alles wußte »ES« und noch mehr.

Da war die Tatsache der Gesetze. Die existierten schon immer. Und

die Gesetze waren heilig, denn Rha-Ta-N'my, der das Universum gehörte, hatte sie geschaffen. Alles Leben ging auf sie zurück. Sie war die Mutter jeder Existenz und währte ewig.

Ihr zu gehorchen war eine Lebensnotwendigkeit, und »Es« lebte gern.

Molochos war einer der Großen an der Seite der Dämonengöttin. Auch ihm galt es, Gehorsam zu zollen.

»Ich brauche dich, ›ES‹«, vernahm das Wesen aus flimmerndem Licht die Stimme in seinem Bewußtsein.

»Ich höre dich, Molochos!« dachte »ES«. Glück und Zufriedenheit stiegen in ihm auf. Der große Molochos, der Herr der Geister, wandte sich an ihn. Wann war das zum letzten Mal geschehen? Es lag so weit zurück, daß er sich nicht mehr daran erinnern konnte.

»ES« war so unwichtig, daß gar nicht damit zu rechnen war, jemals eine Rolle in den außerordentlichen Plänen des Dämonenfürsten zu spielen. Die Mächtigen stiegen zu den Kleinen herab.

Welch ein Triumph! »ES« genoß das Glücksgefühl, das sich in ihm verbreitete.

»Wenn ich Unwürdiger das Geringste für dich tun kann, so laß es mich wissen.«

»Unter dir liegt eine Welt…«

»Ich habe sie schon lange wahrgenommen, Großer. Sie ist blau und funkelt wie ein Diamant. Ich spüre Leben dort, empfange Gedanken…«

»Es sind die Gedanken derer, die dort leben. Sie nennen sich Menschen. Sie sind schlecht. Ich mache mir Sorgen um sie… sie tanzen aus der Reihe. Ich werde ein Exempel statuieren müssen. Und du sollst mich dabei unterstützen.«

»Ich werde dich unterstützen, Mächtiger.«

»Suche diese Welt auf! Ich werde dir genau sagen, wohin du dich begeben sollst. Alles weitere wird sich dann von selbst entwickeln…«

»ES« war zufrieden. Der große, fremde Planet kam näher. Lautlos schwebte das gestaltlose Etwas, den äußeren Schichten der Lufthülle entgegen und verschwand darin.

»ES« befand sich auf der Erde.

*

In einem Reich, das menschliche Augen nicht sehen konnten, herrschte hektische Betriebsamkeit.

Hinter dunklen, wehenden Schleiern stand ein bizarrer Thron, der nicht den Boden berührte, der in einer pulsierenden Schwärze schwebte. Darauf saß Molochos.

Der Dämonenfürst war in einen schwarz-roten Umhang gehüllt, die dunklen Wände des nebelhaften Thronsaales waren seltsam

transparent, als wölbe sich eine überdimensionale Kuppel über die brodelnde Finsternis, die nie ein Sonnenstrahl durchbrach. Jenseits der Kuppeln lagen die von Dämonen beherrschten Welten und schien der Blick hinter Mauern und Wände zu dringen. Das Innere bizarrer Tempel öffnete sich, und die seltsamsten Rituale, nach denen die Dämonen dürsteten, wurden dort abgehalten. Die düstere, brodelnde Luft in dem Thronsaal des Molochos war erfüllt von grauenhaften Lauten, die von orkanartigen Böen zerrissen wurden. Das schrille Kreischen des Sturms und die grauenhaften Laute waren so heftig, daß menschliche Ohren dieses Tosen nicht ertragen hätten.

Übelriechende Dämpfe entwickelten sich, waberten wie Geisterfinger durch die Düsternis, in der schwärendes Unheil lauerte, Unheil und Grauen, das sich potenzierte und den bizarren, nebelhaften, geduckt hin- und hereilenden Geschöpfen zu Molochos' Füßen hochwillkommen war. Sie suhlten sich in diesen menschenunwürdigen Gefühlen und stimmten kreischend ein in die gänsehauterzeugenden Worte, in die dumpfen, beschwörenden Gesänge, die aus vielen Welten in das Dämonenfürstenreich drangen.

Molochos tiefliegende, große Augen glühten, als wären sie von innen erleuchtet. Violett-blaues Licht sickerte kalt aus den Poren seines Gesichts, das entfernte Ähnlichkeit mit dem Satans hatte.

Die Stimmung war gut. Die Freunde und Anhänger, die Verirrten und in die Irre Geleiteten sprachen ihre schauerlichen, gottesbeleidigenden Gebete und hielten Schwarze Messen zu Ehren Satans, Rha-Ta-N'mys und Molochos' ab. Haß und Gier, Neid und Mißgunst, und Mißtrauen wurden gesät, geschürt und praktiziert, um auch jene Welten ins Verderben zu stürzen, die bisher noch nicht vollends unter die Kontrolle der Mächte der Finsternis geraten waren.

Doch sie waren auf dem Weg dazu. Der Pfad der Freiheit wurde immer enger, und nur die wenigsten bemerkten es.

Molochos hatte viele Freunde auf dieser Welt, auf der er selbst einst vor rund vierzehntausend Jahren als Mensch existierte, der nur von dem Gedanken besessen war, ewig zu leben. Auf Xantilon, der legendären Insel, die wie das Drachenreich Mu und das sagenhafte Atlantis in grauer Vorzeit unterging, hatte alles begonnen.

Molochos, noch Mensch und Schwarzer Priester, ging das Bündnis mit den Mächten des Dämonenreiches ein. Es gelang ihm, sich zum Fürsten über ein Heer ranghoher Geister zu machen und Einblicke in eine Welt zu nehmen, die sich anschickte, alle bewohnten Welten im Kosmos und den Paralleluniversen jener Welt auszugleichen, der die Dämonen entstammten. Nur wer die Gesetze dieser Macht kannte, konnte sie voll ausschöpfen und zu seinen Gunsten anwenden. Molochos war den Dämonen ähnlich geworden. Andere Menschen wurden ihnen auch ähnlich. Aber damit gerieten sie in Verstrickungen

und Abhängigkeit, aus denen sie sich nie wieder lösen konnten. Nicht jeder war ein Molochos…

Doch er hatte auch Gegner, die ihn im Verborgenen bekämpften, Feinde, die sich ihm furchtlos und mutig offen gegenüberstellten.

Seine beiden schärfsten Widersacher waren Mirakel und Björn Hellmark.

Mirakel – das war der Dyktenmann, dessen Seele auf einer fernen, erdähnlichen Welt geboren wurde und der seine Reinkarnation als Mensch der Erde erlebte.

Björn Hellmark, das war ein Millionärssohn, der seine finanzielle Unabhängigkeit nutzte, um ihm, Molochos, Scherereien zu machen, wo er nur konnte.

Beide stellten eine permanente Gefahr dar, beide standen ihm im Weg.

Das mußte anders werden.

Die Chancen standen günstig. »ES« war eingeschaltet – und »ES« wußte nicht, daß es doch einen Namen hatte.

Molochos wollte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Sicher würden es auch noch mehr werden.

Unschuldige würden mit hineingezogen. Das lag in der Natur der Sache…

*

Schon von weitem sah Lucy Sherman im Licht der Scheinwerfer eine schwere Maschine, auf der ein Mann in dunkler Lederkleidung saß.

Der Motorradfahrer schien auch zur Wilson-Farm unterwegs zu sein, denn hier hinter dem Hügel, wo ein zweiter, höherer lag, hörte die Straße schließlich ganz auf…

Es ging alles blitzschnell!

Die feurige Gestalt stand plötzlich mitten auf der Straße.

Der Motorradfahrer war nicht mehr in der Lage, seine Maschine herumzureißen, um den Zusammenstoß zu verhindern.

Er raste in die baumhohe, menschenähnliche Erscheinung.

Lucy Shermans Nackenhaare sträubten sich.

Knisternde Flammenbündel schlugen aus der unheimlichen Lichterscheinung und hüllten den Motorradfahrer ein.

Die vordere Maschinenhälfte kam jenseits des Geisterkörpers hervor und war in Flammen gehüllt. Eine ohrenbetäubende Detonation zerriß die Nacht. Der Tank explodierte.

Wie ein Pilot von seinem Schleudersitz, so wurde der Fahrer vom Sattel katapultiert. In hohem Bogen flog der junge Mann durch die Luft. Seine Lederkleidung war flammenumzüngelt.

Der Fahrer landete krachend im niederen Buschwerk, während die führerlose Maschine durch die Luft jagte und wie von einer Bombe auseinandergerissen wurde.

Glühende Metallsplitter zischten jaulend wie überdimensionale Glühwürmchen durch die Nacht. Die Maschine krachte donnernd und brennend gegen einen Baum.

Lucy Sherman schrie auf. Sie wurde sich ihres eigenen Schreies nicht bewußt und handelte instinktiv, um nicht das gleiche Schicksal zu erleiden.

Sie trat auf die Bremse. Zu heftig.

Der Wagen wurde nach links gerissen und raste auf die Alleebäume zu.

Lucy steuerte dagegen, den Fuß von der Bremse nehmend. Bruchteile von Sekunden kamen ihr vor wie eine Ewigkeit, und sie nahm in blitzschneller Folge die einzelnen Bilder wahr.

Mitten auf der Straße der baumhohe, durchsichtige Geist… die brennende Maschine… ihr Wagen, der auf diesen Geist zuraste. Nein, das wollte sie nicht! Sie hielt nach rechts, abermals bremsend. Die Geschwindigkeit sank. Aber Lucy konnte nicht verhindern, daß ihr Fahrzeug in den Graben rutschte. Ein Ruck lief durch ihren Körper. Ihr Kopf wurde nach hinten gerissen, und ein schmerzhaftes Stechen lief ihren Nacken herab.

Der Wagen stand.

Sekundenlang war Lucy Sherman wie benommen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie mitten auf die Straße, wo das durchsichtige Ungeheuer stand… nein, gestanden hatte, denn jetzt war es verschwunden, als hätte es der Erdboden verschluckt.

*

War sie eingeschlafen? Hatte sie am Steuer geträumt? Gaukelten ihre Sinne ihr schon Bilder vor, die es gar nicht gab?

Nein!

Das alles war Wirklichkeit: Die knisternden Flammen, die das zerschmetterte Motorrad umgaben, die Bremsspuren auf dem Asphalt. Ihr Wagen im Straßengraben…

Der Motorradfahrer – grellte der Gedanke an den Fremden in ihrem Bewußtsein auf. Vielleicht ist er nur verletzt und braucht Hilfe!

Sie kroch zitternd hinter dem Steuer hervor, blieb fünf volle Sekunden lang mit nach außen gedrehten Beinen sitzen und starrte in die Nacht. Flimmernd noch nahm sie die Umrisse des unfaßbaren Wesens wahr, durch das der Motorradfahrer gefahren war. Das Nachflimmern verlöschte schließlich vollends.

Wie von unsichtbaren Händen geschoben, eilte Lucy Sherman über

die Straße. Angst erfüllte ihr Herz. Am liebsten wäre sie auf der Stelle umgedreht, hätte ihren Wagen gestartet und wäre zur Wilson-Farm gebraust. Aber sie konnte den anderen nicht hilflos liegen lassen.

Der Motorradfahrer richtete sich stöhnend auf, als sie ihn erreichte. Er lebte!

Der Mann schüttelte sich. Sein Helm hatte ihn vor schweren Kopfverletzungen bewahrt. Seine Lederjacke war angeschmort; es wirkte, als hätte jemand ein glühendes Brenneisen in die Haut eines Bullen gebrannt.

Lucy starrte in ein jungenhaftes, sympathisches und bleiches Gesicht. Der Fahrer klopfte noch an sich herum. Geistesgegenwärtig hatte er sich auf dem feuchten Laubboden hin und her gerollt und die Flammen zum Erlöschen gebracht. Wie durch ein Wunder schien er keine ernsthaften Verletzungen davongetragen zu haben.

Sein Gesicht war zerkratzt von den Ästen, die er bei seinem Flug durch die Luft gestreift hatte. Ein Handschuh war völlig aufgerissen, und eine tiefe Wunde, in der ein großer Holzsplitter saß, war zu sehen.

Lucy lief es eiskalt über den Rücken, und der junge Motorradfahrer schloß bleich die Augen. Erst jetzt hatte er die häßliche Wunde entdeckt.

»Können Sie aufstehen?« fragte Lucy besorgt. Sie reichte ihm den Arm. »Haben Sie sonst irgendwelche Schmerzen?«

Er schüttelte den Kopf und war tatsächlich in der Lage zu stehen.

»Verdammt noch mal, da hab ich aber Glück gehabt…« murmelte er. Seine Stimme klang schwach. »Ich bin gerade noch rechtzeitig abgesprungen«, fuhr er fort, sich gegen einen Baum lehnend, »eine Sekunde später wäre es aus gewesen…«

»Warten Sie hier. Ich bin sofort zurück.« Mit einem ängstlichen Blick stellte Lucy fest, daß der Baum, gegen den die Maschine geprallt war, Feuer gefangen hatte. Das nahe Unterholz begann bereits zu glimmen. Wenn sie hier nicht sofort etwas unternahm, entwickelte sich ein Waldbrand.

Die Redakteurin lief zu ihrem Fahrzeug zurück und holte den Feuerlöscher. Es gelang ihr, den Brandherd einzudämmen, ehe er sich ausdehnen konnte.

»Ich heiße Garry«, sagte der junge Motorradfahrer, als sie matt lächelnd auf ihn zuging.

»Ich bin Lucy…«

»Haben Sie auch gesehen, was ich gesehen habe?« fragte er schwach. Er musterte sie eingehend. »Haben Sie etwas – damit zu tun?« Seine Frage traf sie so unvermittelt, daß die junge Frau unwillkürlich zusammenfuhr.

»Ich? Was sollte ich damit zu tun haben?« Sie begriff im ersten

Moment nicht, worauf er hinauswollte.

Dieser Garry schien ein witziger Bursche zu sein, der schnell seine Fassung wiedergewonnen hatte.

»Kommen Sie vom Mars – und haben nun menschliche Gestalt angenommen?«

Da wußte sie, worauf er anspielte.

»Ich bin hinter Ihnen hergefahren. Ich habe alles nur mit angesehen…«

Er nickte ernst. »War's 'ne fliegende Untertasse? Nein, das wäre wohl schlecht möglich«, beantwortete er sich die Frage selbst. »Dann wäre ich nicht so gut erhalten davongekommen. Es war riesenhaft und hatte die Form eines Menschen – es war aber doch kein Mensch.«

»Es war ein Geist, Garry…«

»Ein komischer Geist, der Funken sprüht und elektrische Schläge austeilt, wenn man ihn berührt.«

Die Heiterkeit, die er an den Tag legte, überzeugte nicht. Wie Lucy Sherman, so stand auch er unter dem Eindruck des unheimlichen Vorfalles, für den sie beide keine Erklärung hatten.

»Ich hab' mir eigentlich immer mal gewünscht, einen Menschen von einem anderen Stern zu treffen. Als Junge las ich verdammt gern Science-Fiction-Romane. Da träumt man manchmal solche Sachen. Daß ich wirklich mal erleben würde… vor allem überleben, das hätte ich nie für möglich gehalten.« Er taumelte nach vorn.

»Ich bring Sie zu einem Arzt«, sagte Lucy Sherman schnell. »Hoffentlich kriege ich die Kiste ohne fremde Hilfe flott.« Sie deutete auf den Ford, der tief im Straßengraben steckte.

»Das schaffen wir schon«, knurrte Garry.

»Sie tun auf keinen Fall etwas!« widersprach sie.

Es war ihm anzusehen, daß jeder Schritt Schmerzen verursachte. Vielleicht hatte er sich innere Verletzungen zugezogen.

»Wenn Sie das Auto flott kriegen, Lucy, fahren Sie den kürzeren Weg. Nicht ins Valley zurück. Da komme ich gerade her. Fahren Sie zur Wilson-Farm weiter! Die muß ja gleich kommen. Mein Onkel ist dort. Der ist als Geburtshelfer für eine Stute aktiv geworden.«

»Doc Ellert?« wunderte Lucy sich, »ist Ihr Onkel?«

»Klar. Der kann mich auch untersuchen. Ein Tierarzt muß schließlich so ein paar armselige Kratzwunden behandeln können, finden Sie nicht auch? Das muß einer ja schon können, wenn er bloß 'nen Führerschein macht.«

Da brach er zusammen.

*

Sein Kollaps erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Lucy Sherman streckte noch beide Hände nach ihm aus, um ihn aufzufangen.

Vergebens!

Garry knallte gegen die Karosserie und rutschte am hinteren Kotflügel ab.

Lucy kniete neben dem jungen Mann, bettete seinen Kopf hoch, löste ihm den Helm und öffnete die angeschmorte Montur.

»Garry?! Hallo, Garry!« rief die Redakteurin verzweifelt.

Also doch. Er hatte mehr abbekommen, als er selbst vermutete.

Er atmete und verdrehte die Augen. Er versuchte zu sprechen. Doch über seine Lippen kam kein Wort.

Schweiß perlte auf Lucys Stirn.

»Garry! Garry!« rief sie immer wieder und schlug dem Motorradfahrer mehr als nicht gerade sanft auf die Wangen.

Sie mußte versuchen, den Ohnmächtigen in den Wagen zu ziehen. Eilig lief sie um den Ford, öffnete die Tür, packte Garry unter die Arme und versuchte ihn auf den Rücksitz zu ziehen. Garry war schwer wie ein Kartoffelsack.

Hilfesuchend blickte sie die nächtliche Straße entlang. Sie fühlte sich einsam hier zwischen den Bäumen und konnte nur mühsam der Angst Herr werden, die in ihr aufstieg.

Wenn nur endlich jemand käme und ihr helfen würde!

Sie lauschte in die Nacht.

Kein Motorengeräusch. Lucy kam sich vor, als wäre sie der einzige Mensch auf der Welt.

Mit äußerster Kraft schaffte sie es schließlich doch, den jungen Mann auf den Rücksitz zu ziehen.

Sie drückte die Türen zu und klemmte sich hinter das Steuer. Ihre Hände zitterten und ihr Herz pochte wie rasend. Hoffentlich kam sie aus dem Graben heraus!

Sie biß die Zähne zusammen, legte den Rückwärtsgang ein und gab dann vorsichtig Gas.

Ein Ruck ging durch den Wagen. Die Reifen faßten. Die Redakteurin hielt den Atem an, gab mehr Gas… und die Räder drehten durch. Auch der nächste Versuch mißlang.

Da hörte sie die Stimme hinter sich.

»Feuer… lautlos und gewaltig… Elemente… die Feuerzungen hüllen deinen Kopf ein…«

Lucy Sherman erstarrte und blickte atemlos in den Innenspiegel. Wie an unsichtbaren Fäden emporgezogen, kam Garry hinter ihr in die Höhe.

Sein Gesicht war hart und kantig, wie aus Marmor geschnitten. Seine Augen waren weit aufgerissen. Er lallte und bewegte seine Zunge wie einen Fremdkörper im Mund. Er machte den Eindruck

eines Betrunkenen oder eines Berauschten, der mit Hasch bis zur Halskrause gefüllt war.

»… rot und feurig ist der Himmel – rot und feurig die Erde, über die ich schreite… nein, ich schwebe…« lallte er und machte seltsame, verzerrte Bewegungen.

Lucy stöhnte und krallte ihre Finger um das Lenkrad, daß ihre Knöchel hart und weiß hervortraten. »Garry!« rief sie tonlos. »Garry! Was ist los mit Ihnen?«

Er reagierte überhaupt nicht. Er nahm ihre Stimme nicht wahr. Hatte er den Verstand verloren? Vielleicht ein Blutgerinnsel im Gehirn…

»Das Feuer ist Leben – aus dem Feuer kommt das Licht – der Himmel wird jetzt violett, aus dem ein glasiges, kaltes Blau hervorbricht – ein Licht, das denkt, das spricht – alles ist in Bewegung – es gibt keinen Schatten – Klarheit, Reinheit – ich…«

Da war der merkwürdige Anfall vorbei.

Der Ausdruck in seinen Augen veränderte sich. Der abwesende Blick schmolz dahin, sein Gesicht entspannte sich.

»Lucy!« wisperte er. Ein Lächeln spielte um seine Lippen. Dann registrierte er, daß er auf dem Rücksitz saß. »Wie kommt es, daß…«

Er sprach nicht zu Ende.

»Sie haben plötzlich schlapp gemacht, Garry.«

»Ich und schlapp? Das gibt’s nicht, Lucy!«

»Wenn ich Ihnen sage – und dann haben Sie etwas von viel Feuer und Licht geplappert. Sie waren völlig abwesend und schienen irgend etwas Fernes, Fremdes zu sehen.«

Er wußte von nichts mehr.

Sie drang nicht weiter in ihn ein. Sie hatte nur einen Wunsch: so schnell wie möglich von diesem unheimlichen Ort zu verschwinden. Der Zusammenstoß mit dem riesigen Geist mußte irgend etwas in Garry angerichtet haben.

Sie mußte weg hier!

Lucy Sherman gab mehrmals Gas, fuhr jetzt vorwärts und kam Zentimeter um Zentimeter weiter voran, ohne daß die Räder durchdrehten.

Sie fuhr auf diese Weise durch den Graben, wobei das Fahrzeug in Schräglage geriet. Sie fürchtete schon, es würde nach innen kippen. Dann rollte sie über eine flache Stelle hinaus auf die Fahrbahn und fuhr rasch die abgelegene Straße.

Wenige Minuten später schälten sich die Umzäunung und die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Wilson-Farm aus dem Dunkeln.

*

Die Umstände die Garrys und Lucy Shermans Ankunft begleitet hatten, kamen zur Sprache.

Vergessen war das zweiköpfige Pferd. Der Sheriff in Valley Forest wurde alarmiert.

Er hieß John Flic und war dreiundfünfzig Jahre alt. Sein Haar war angegraut, aber noch dicht. Flic war ein Gemütsmensch und schätzte es nicht, sich unnötig Arbeit zu machen. Wenn er eine Angelegenheit auf unkompliziertem Weg bereinigen konnte, dann war er der letzte, der Schwierigkeiten machte.

Er sah sich die Unfallstelle genau an und ließ sich zum wiederholten Mal genau die Umstände schildern, die zu dem Unfall geführt hatten. Lucy Shermans Angaben deckten sich in hohem Maß mit den Ausführungen, die Garry Brown machte. Flic wäre es lieber gewesen, der junge Mann hätte ein paar Whiskys zuviel getrunken. Aber der Alkoholtest, den er vorsichtshalber machte, ergab nichts. Brown hatte keinen Tropfen getrunken.

Alle Beteiligten und die davon hörten, standen vor einem Rätsel.

Valley Forest hatte seine Sensation, seine zwei Sensationen. Ein zweiköpfiges Pferd, das vierundzwanzig Stunden alt wurde – und einen Besucher aus dem All, den zwei klar denkende Menschen bewußt gesehen und erlebt hatten und der nun wieder verschwunden war.

Am nächsten Tag gab Lucy Sherman ein Sonderblatt heraus, das sich wie warme Semmeln verkaufte. Valley Forest war ganz aus dem Häuschen. Die Meinungen über den Riesen aus dem All schwankten zwischen Sensationsmacherei und leiser Furcht. Von Valley Forest aus trat die Meldung ihren Weg um die ganze Welt an. Zwei Tage später berichteten sämtliche großen Tageszeitungen über den Zusammenstoß mit dem Außerirdischen, und die Skeptiker und Miesmacher hatten ebenso ihren großen Tag wie diejenigen, die buchstabengetreu den Bericht glaubten.

*

Das Telefon schlug an.

Simon K. Bulter griff danach und meldete sich mit seiner dunklen, markigen Stimme.

»Es ist soweit, Bulter«, sagte der Gesprächsteilnehmer am anderen Ende der Strippe, der seinen Namen gar nicht nannte. »Sie können kassieren. Fliegen Sie morgen!«

»Okay«, murmelte Bulter nur und legte auf. Damit war ein kurzes, aber inhaltsschweres Telefonat beendet. Die Folgen, die sich daraus entwickelten, sollten schicksalhaft für mindestens zwei Personen werden.

Bulter war ein schlanker, drahtiger Endvierziger, dem man ansah, daß er viel Sport trieb um fit zu bleiben. Er war einer der Topmanager des amerikanischen Großkonzerns Santer-Productions. Hinter diesem Namen verbargen sich zahlreiche Unternehmen, die ihre Selbständigkeit schon lange verloren hatten und von Bulter betreut wurden. Erst vor drei Jahren war Bulter an die Spitze des Santer-Konzerns gewählt worden. Sein schärfster Rivale, Brian Glint, dem man weitaus bessere Qualitäten zusprach, war zwei Tage vor der Wahl tödlich verunglückt. Damit wurde der Weg für Bulter endgültig frei.

Der Topmanager zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief. Er stand am Fenster des zwanzigstöckigen Bürogebäudes in Manhattan und starrte über die Stadt und hinunter in die Straßenschlachten, wo die Fahrzeuge und Menschen sich wie Spielzeuge bewegten.

Spielzeuge – das waren die Menschen und Unternehmungen für ihn. Ihm, Bulter, war es gelungen, binnen dreier Jahre das Vermögen des Santer-Konzerns um dreißig Prozent zu vermehren. Santer hatte seine Hände nun überall drin, wichtige Schlüsselstellungen waren besetzt. Ein solcher wirtschaftliche Macht demonstrierender Koloß konnte nicht mehr untergehen.

Santer produzierte für die Rüstung, Santer stellte elektrische Geräte her, Santer unterhielt drei Nahrungsmittelbetriebe für Babykost- und Vitaminpräparate, Santer hatte seine Hände im Verlagswesen, in der Pharma-Industrie, Santer unterhielt die große inneramerikanischen Fluggesellschaft »Inter Airlines« und machte außerdem seine Geschäfte mit Versicherungen und der Produktion von Wasch- und Putzmitteln.

Ein solcher Koloß expandierte weiter.

Und seitdem Bulter an der Spitze des Konzerns stand, gab es kein Halten mehr.

Wirtschaftliche Macht bedeutete Macht über Menschen. Auch er war ein Mensch und hatte sich stets danach gesehnt, andere beherrschen zu können, mehr zu verdienen als andere, mehr zu besitzen. Andere waren für ihn Puppen oder Handwerkzeuge, die man benutzte und wieder beiseite legte, wenn sie ihren Zweck erfüllt hatten.

Ein überhebliches Grinsen spielte um seine Lippen. »Ihr habt ja keine Ahnung«, murmelte er, und damit meinte er die anonymen Wesen, die dort unten über die Straße hasteten, die an den Ampeln geduldig und ungeduldig stehen blieben und auf das grüne Licht warteten, wie die in den Bussen und Autos. Jeder hatte seine eigenen Vorstellungen, seine eigenen Gedanken und Gefühle, und jeder kam sich so ungeheuer wichtig vor. Sie wähnten sich frei – und wurden in Wirklichkeit doch ständig beobachtet und belauert. Manch einer ahnte etwas von den Dingen, die sich hinter den Kulissen dieser Welt

abspielten. Aber das Wissen derer, die sich eingeweiht dünkten, war minimal im Vergleich zu dem Wissen, das er sich angeeignet hatte. Und vor allem: er war bereit gewesen, etwas zu riskieren. Kein Gefühl mehr für Wünsche und Sorgen anderer aufbringen, bewußt böse werden – das war eigentlich ein Kunststück. Die menschliche Seele enthielt viele Schattierungen. Ihm aber war es gelungen, alle Regungen zu unterdrücken, eiskalt nur seinen Weg sehen und zu verfolgen und sich mit denen einzulassen, die diese Welt seit jeher bekämpften. Er dachte wie ein Teufel, ohne von seiner Herkunft und seinem Aussehen einer zu sein. Und das machte ihn zu einem entscheidenden Partner für die Mächte der Finsternis, mit denen er wie weiland der suchende Faust einen Pakt einging.

Diese Welt bot ihm alles, was sie aufbringen konnte: Reichtum, Besitz und schöne Frauen. Er hatte eine einflußreiche Stellung inne, die ihm so schnell niemand abspenstig machen konnte. Er brauchte keinen Widersacher zu fürchten. Wenn ein Aufsteiger es versuchen sollte, ihm den Platz streitig zu machen, würde ihm das schlecht bekommen.

Dafür sorgten seine Freunde. Sie hatten auch für Brian Glints Unfall gesorgt. Nur mit ihnen konnte man solche Abmachungen treffen.

Bulter rauchte seine Zigarette zu Ende und dachte daran, was er in den nächsten zwei Tagen zum Abschluß bringen mußte. Strohmänner hatten alles so weit vorbereitet, daß die Übernahme eines ausländischen Großunternehmens erfolgen konnte. Er würde einen Strich unter eine Geschichte ziehen, die sich systematisch entwickelt hatte, die mit ein paar betrügerischen Manipulationen und wichtigen Telefonaten begann.

Die Hellmark'schen Pharma-Werke in Deutschland waren reif. Alfred Hellmark war pleite. Und damit würde sich auch das Leben seines Sohnes von Grund auf ändern müssen…

*

Björn konnte nicht fassen, was sein Vater ihm mitzuteilen hatte.

Der blonde Mann mit den breiten Schultern und den schmalen Hüften saß ihm im Wohnraum der Hellmark-Villa in Darmstadt gegenüber. Hier lebte Alfred Hellmark seit über vierzig Jahren. Die alte Villa stammte noch aus der Zeit seiner Eltern.

Alfred Hellmark war gealtert. Sein Gesicht war grau, seine Augen eingefallen. Er sah mitgenommen und übernächtigt aus. Björn hatte seinen Vater lange nicht gesehen. Die Abenteuer, in die Molochos ihn verwickelte, waren schuld daran, daß es lange zu keiner Begegnung zwischen Vater und Sohn gekommen war.

»Wie konnte das geschehen?« fragte Björn leise. »Die Werke waren finanziell gesund. Weshalb dann dieser plötzliche Umschwung?«

»Es ist kein plötzlicher Umschwung, Björn.« Alfred Hellmarks Stimme klang wie ein Hauch. Er griff nach dem halbgefüllten Weinglas und nippte daran, als müsse er seine Lippen benetzen, ehe er fortfahren konnte. »Schon vor einem Jahr zeichneten sich erste Anhaltspunkte ab.«

»Warum habe ich nichts davon gehört, Vater?«

»Ich wollte dich nicht mit Dingen belasten, die du doch nicht ändern konntest. Außerdem hast du selbst genug an dem zu tragen, was du erfüllen mußt. Hinzu kommt, daß ich die Lage offenbar doch nicht richtig eingeschätzt habe. Ich habe Aktien verkaufen müssen. Die einzigen, die sich bereit erklärten einzusteigen, waren die Santer-Productions in den Staaten. Ich mußte größere Geldmittel locker machen, um das Forschungsprogramm, das wir laufen hatten, weiterführen zu können. Die Santers waren interessiert, weil sie ebenfalls an einem Krebsimpfstoff arbeiten. Wir hatten den Ehrgeiz, eher auf dem Markt zu sein. Doch dann zeigten sich unerwartet Rückschläge. Weiterer Aktienbesitz ging an die Santers. Ich hoffte noch immer, sie wieder zurückkaufen zu können. Es gelang mir nicht. Ich geriet statt dessen in immer stärkere finanzielle Abhängigkeit, und nun ist das eingetreten, was ich eigentlich verhindern wollte: mir gehört nichts mehr. Selbst das Haus, in dem ich noch wohne, ist Eigentum der Santer. Ich bin nicht mal in der Lage, die Forderungen zu begleichen, die in den nächsten Tagen auf mich zukommen.«

Björn Hellmark nagte an seiner Unterlippe.

»Du hast zu lange geschwiegen«, konnte er seinem Vater den Vorwurf nicht ersparen. Aber er sah auch ein, daß seine Kenntnis von den Dingen nichts hätte ändern können.

Stunde um Stunde saßen sie beisammen, und Björn nahm Einblick in die Bücher. Alles hatte seine Richtigkeit. Und doch – das Ganze hatte einen faden Beigeschmack.

Ging hier wirklich alles mit rechten Dingen zu?

Der finanzielle Ruin seines Vaters bedeutete auch das Ende seiner eigenen finanziellen Unabhängigkeit.

Doch daran wollte er zunächst noch keinen Gedanken verschwenden.

»Wann soll überschrieben werden?« fragte er mit rauher Stimme.

»In drei Tagen.«

»Zeit genug, die Bücher noch einem neutralen Wirtschaftsprüfungsinstitut vorzulegen. Mir kommt das alles nicht geheuer vor. Hier hat irgend jemand gedreht – jemand, der nicht dich, sondern mich treffen will!«

Björn wußte schon zuviel über die Welt der Dämonen, um seinem

Gefühl von vornherein zu mißtrauen. Sie konnten sehr handfest in lebenswichtige Abläufe eingreifen, und seine Erlebnisse in Las Vegas hatten ihm gezeigt, daß Molochos, der oberste der Dämonen, offenbar einen Weg beschritt, der unschuldige Opfer mehr denn je in Mitleidenschaft zog.

»Wo findet die Begegnung statt?«

Alfred Hellmark nannte den Namen eines Hotels in Frankfurt. Das Ganze war offenbar nur noch eine Formsache. Der Partner Alfred Hellmarks flog noch am gleichen Tag wieder in die USA zurück.

»Ich möchte gern dabeisein.«

»Das geht nicht, Björn. Das widerspricht unseren Abmachungen.«

»Wer ist dein Partner?«

»Simon K. Bulter.«

Der Topmanager der Santer-Unternehmen! Allzuviel wußte Björn nicht über ihn.

»Ich muß ihn sehen. Nur ganz kurz. Das genügt schon. Irgendwie wird es möglich sein, Vater.«

Unwillkürlich griff er in seine Hosentasche und tastete nach der zusammengeknüllten Dämonenmaske, die er stets bei sich trug.

*

Der kleine Konferenzraum war für dreißig Personen vorgesehen.

Alfred Hellmark und Simon K. Bulter kamen sich mit den beiden Anwälten ihres Vertrauens, die der Vertragsunterzeichnung und -übergabe beiwohnten, ziemlich verloren vor.

Die beiden Vertragspartner waren sehr ernst.

Hellmarks Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt. Diesen Tag würde er nie in seinem Leben vergessen. Hier wurde besiegelt, was schon lange Zeit in der Luft lag. Hellmark verstand die Welt nicht mehr. Er suchte die Schuld bei sich. Hatte er versagt?

Der deutsche Unternehmer schraubte betont langsam die Kappe des Füllfederhalters ab, als wolle er diesen schrecklichen Augenblick hinauszögern.

Da flog die Tür zum angrenzenden Raum auf.

Butlers Kopf ruckte herum. Die beiden Anwälte sprangen von ihren Plätzen auf und wurden kreideweiß.

Der Amerikaner gab einen spitzen Schrei von sich.

Auf der Schwelle stand ein Mensch – mit einem Totenschädel, dessen Augen wild glühten! Das war keine Maskerade, es war ein lebender Toter!

Da sprang auch Bulter auf und schüttelte das momentane Grauen und die Ratlosigkeit ab wie eine zweite Haut.

Dann fiel die Tür zum Nebenzimmer wieder ins Schloß.

Bulter löste sich vollends aus dem Bann und sprang um den Tisch herum. Der Manager riß die Tür auf. Der Raum dahinter war leer. Ganz hinten befand sich eine weitere Tür. Der jagte Bulter entgegen und riß sie ebenfalls auf. Er blickte hinaus auf den Korridor, durch den gerade ein Zimmerkellner kam, der einen lautlos rollenden Teewagen vor sich herschob. Auf einem silbernen Tablett standen zwei Sektkelche, ein Eiskübel und eine verdeckte Platte. Der Geruch von Wild stieg dem Amerikaner in die Nase.

»Entschuldigen Sie bitte«, sprach er den Kellner an. »Ist Ihnen auf dem Korridor eben jemand begegnet, der…« Im letzten Augenblick besann er sich eines anderen. Es kam ihm doch zu blöd vor, einen Menschen zu beschreiben, der einen Totenschädel auf den Schultern sitzen hatte.

»Nein, Sir, mir ist niemand begegnet.«

Bulter nickte angespannt. Er blickte den Korridor entlang, die Treppenaufgänge hoch und runter und warf auch einen Blick zum Lift, der gerade zwei Stockwerke tiefer hielt, wie die Etagenanzeige bewies.

»Da hat uns wohl einer einen Schreck einjagen wollen, Hellmark«, sagte er zu dem Unternehmer und grinste dünn. »Können Sie sich denken, wer das gewesen ist?«

Alfred Hellmark schluckte und zuckte irritiert mit den Schultern. »Nein, natürlich, nicht…« Aber er wußte es ganz genau, und Butlers verhaltenes Grinsen deutete darauf hin, daß auch er genau wußte, was hier gespielt worden war.

Björn Hellmark war mit der Dämonenmaske aufgetaucht, ohne seinen Vater davon in Kenntnis zu setzen. Björn wollte ganz sicher gehen, daß es auch wirklich ein Mensch aus Fleisch und Blut war, mit dem sein Vater da ein Geschäft zu Ende brachte, das ihr Leben von Grund auf veränderte.

Bulter war ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Kein Dämon war in ihm, kein Geist des Molochos bestimmte sein Handeln. Die Maske hatte keine Reaktion ausgelöst.

Die beiden Männer kehrten an ihre Plätze zurück.

»Auf diesen Schreck in der Abendstunde sollten wir vielleicht doch einen Drink nahmen«, meinte Bulter jovial, als wäre überhaupt nichts geschehen.

Alfred Hellmark schüttelte den Kopf.

»Nun, dann eben nicht. Noch etwas, Mister Hellmark: Dieses kleine Störmanöver eben, das war doch etwas für Kinder, finden Sie nicht auch? Damit kann man doch erwachsene Menschen nicht ins Bockshorn jagen. Ob der Maskierte vielleicht doch nicht mit einem Ihrer Geschäftsführer oder Prokuristen identisch war, mhm?«

Bulter lachte dünn, und Hellmark fand, daß sein Vertragspartner, einen merkwürdigen Sinn für Humor entwickelte.

»Dabei brauchen die Herren doch gar keine Bedenken zu haben. Wir haben uns bereiterklärt, die gesamte Belegschaft unverändert zu übernehmen. Lediglich in der Spitze selbst kommt es zu Veränderungen. Doch dafür müssen Sie Verständnis haben, Mister Hellmark. Nach den Vorfällen konnten wir schlecht einen Mann an der Spitze lassen, der einfachste unternehmerische Grundsätze mißachtet hat. Am Verkauf der Werke tragen Sie einen Großteil der Schuld.«

»Es waren die Umstände«, erwiderte Alfred Hellmark scharf. Das Verhalten des Amerikaners ärgerte ihn. Was erlaubte sich dieser Mann eigentlich? »Sie haben geschickter operiert. Ehe ich erkannte, was los war, gehörte mir schon nichts mehr.«

»Umstände?« Bulter zog die Augenbrauen hoch und ging nur auf die ersten Worte des Deutschen ein. »Nun ja, so kann man es auch bezeichnen. Ich würde einfach sagen: Sie haben über Ihre Verhältnisse gelebt. Sie halben zuviel privat verbraucht. Wenn innerhalb von zwei Jahren Millionenbeträge auf ein privates Konto in die Schweiz fließen, fragt man sich, wer da eigentlich was bezwecken will.«

Alfred Hellmark stand wie erstarrt. Er mußte sich an der Tischplatte festhalten. »Was sagen Sie da?« fragte er tonlos. Jegliches Blut war aus seinem Gesicht gewichen.

»Die Wahrheit! Auch das neutrale Institut ist doch auf diese Tatsache gestoßen.«

»Das ist mir neu!«

»Nun, es ist müßig, sich jetzt darüber noch zu unterhalten, Mister Hellmark. Der Vertrag ist perfekt. Sie haben keine Schulden mehr, und um alles andere haben wir uns jetzt zu kümmern.«

Bulter streckte ihm die Hand entgegen, doch Hellmark ergriff sie nicht. Der Amerikaner verließ den Konferenzraum, und Alfred Hellmark blieb wie ein begossener Pudel noch minutenlang allein zurück. Dann aber ging ein Ruck durch seinen gebeugten Körper. Drei Minuten später saß der ehemalige Unternehmer in einem Taxi und fuhr zu dem Hotel drei Straßenzüge weiter, wo er sich mit seinem Sohn verabredet hatte.

Björn war auch tatsächlich da. Die beiden Männer blickten sich an, und Alfred Hellmark las in den Augen seines Sohnes die Enttäuschung.

»Er war ein Mensch, Vater! Dabei hatte ich gehofft…«

»Ich muß dich allein sprechen. Unter vier Augen«, sprudelte es über Alfred Hellmarks Lippen. »Nicht hier… bei all den Menschen…« Er wirkte plötzlich sehr nervös.

Björn ging mit ihm nach draußen. Sie setzten sich in die große Halle in die Nähe des Kamins.

Schweiß perlte auf Alfred Hellmarks Gesicht. Er drückte Björn den Brief in die Hand, in den der Bogen eingelegt war, den der neutrale Wirtschaftsprüfer dem Schreiben hinzugefügt hatte.

Björn kannte diesen Brief. Warum sollte er ihn nochmals lesen?

Er überflog die Zeilen und wurde gleich darauf weiß wie eine Kalkwand. In dem Brief stand etwas, was ihnen beiden heute morgen entgangen sein mußte! Aber dieser Hinweis war so entscheidend, so gewaltig, daß man ihn nicht übersehen konnte.

Der Wirtschaftsprüfer kam zu dem Ergebnis, daß in den letzten drei Jahren Beträge in Millionenhöhe einfach abgezogen worden waren, daß diese Beträge privat verbucht und durch persönlich unterschriebene Schecks auf ein Geheimkonto überwiesen wurden.

»Es stimmt also! Du liest es jetzt auch… aber wieso… sehen wir es erst jetzt, Björn?« Die Stimme des Unternehmers klang wie ein Hauch.

»Teufelsspuk, Vater! Ich habe es geahnt! Ich kann beschwören, daß es diesen Zusatz heute morgen nicht gab.«

»Betrug! Man bezichtigt mich des Betruges! Wenn es an die Öffentlichkeit kommt, kann ich keinem Menschen mehr in die Augen sehen.«

»Ein Komplott ist im Gang. Ein Komplott, das Menschen und Dämonen gemeinsam geschmiedet haben. Ich sollte mir doch diesen Mister Bulter noch mal vorknöpfen…«

»Was hätte es jetzt noch für einen Sinn, Björn? Die Verträge sind perfekt. Vor der Welt und den Gerichten habe ich alles dem Santer-Konzern übereignet. Ich selbst bin schuldenfrei, verfüge aber auch nicht mehr über eigene Mittel. Das alles wäre noch zu ertragen. Irgendwo in der Industrie findet ein Mann mit meinem Kenntnissen immer noch eine attraktive Stelle, habe ich gedacht. Wenn diese Behauptungen bekannt werden, habe ich jeglichen Vertrauenskredit verloren…«

Weiter kam er nicht. Er sackte nach vorn. Björn fing seinen ohnmächtigen Vater auf.

*

Für die beiden nächsten Monate war Alfred Hellmarks Unterkunft gesichert. Laut den bestehenden Vereinbarungen durfte er die Villa kostenfrei bewohnen. Björn versuchte ihn zu überreden, nach Genf zu kommen. Aber davon wollte er nichts wissen.

Björn telefonierte mit Dr. Wollny, dem Arzt, mit dem die Familie schon viele Jahre befreundet war, und sprach dann mit Carminia, die er darum bat, nach Darmstadt zu kommen.

Carminia versprach, sofort aufzubrechen.

Alfred Hellmark schlief, nachdem er aus seiner Bewußtlosigkeit aufgewacht war. Dr. Wollny hatte ihm eine Beruhigungsspritze gegeben.

»Ruhe, vor allem Ruhe – das braucht er jetzt.«

Während sie gemeinsam über den Fall sprachen, waren Björns Gedanken ganz woanders. Und auch sein Körper hielt sich gleichzeitig an einem anderen Ort auf. Sein Zweitkörper materialisierte auf dem Balkon des Zimmers, das Simon K. Bulter für diesen Tag gemietet hatte.

Bulter hielt sich im Bad auf. Sein Gepäck stand schon bereit. Auf dem Tisch lag eine Brieftasche. Das Flugticket ragte über den Rand heraus.

Macabros passierte die Wand, als existiere sie nicht für ihn. Mit den Händen seines feinstofflichen Zweitleibes, der sich in nichts von seinem Originalkörper unterschied, der sich im Augenblick rund zwanzig Kilometer entfernt mit Dr. Wollny unterhielt, klappte er die Brieftasche auf. Er warf einen Blick auf die Flugkarte, prägte sich den Zielflughafen und die Flugnummer ein und verschwand just in dem Augenblick, als Simon K. Bulter aus dem Bad kam, in ein überdimensionales Frotteehandtuch eingeschlagen. Er pfiff ein Lied. Der Amerikaner registrierte den lautlosen Besucher nicht, der in dieser Sekunde wie ein Geist aus seinem Zimmer verschwand…

… und im nächsten Moment in der Schalterhalle des Rhein-Main-Flughafens auftauchte.

Der gut gekleidete blonde Mann erstand aus dem Nichts. In dem Gedränge, das dort herrschte, fiel gar nicht auf, woher der Fremde gekommen war. Jeder war mit sich selbst beschäftigt.

Macabros ging zum TWA-Schalter und löste für den Flug nach New York eine Karte. In der Boeing 747 waren noch genügend Plätze frei. Macabros zahlte mit der Kreditkarte, die er sich auf telekinetischem Weg aus Hellmarks Brieftasche nahm. Wenige Minuten später kehrten die Kreditkarte und das Flugticket auf dem gleichen Weg in die Brieftasche zurück. Dr. Wollny hatte von alledem nichts bemerkt.

So kam es, daß in der Boeing, die um 20.20 Uhr den Rhein-Main-Flughafen verließ, ein Mann saß, der groß und blond war wie die Helden der Sage. In seiner Tasche steckte die Dämonenmaske, und außer einem leichten Flugkoffer, in dem sich die notwendigsten Utensilien befanden, trug er ein längliches Gepäckstück bei sich, das Ähnlichkeit mit einem Geigenkasten hatte.

In diesem Lederbehälter lag das Schwert des Toten Gottes.

*

Die schwere Maschine gewann nur langsam an Höhe. Von seinem luftigen Arbeitsplatz aus konnte Frank Morell sehen, wie der stählerne Koloß sich in den klaren Abendhimmel schob.

Morell hielt sich als einziger noch im Konstruktionsbüro auf. Eine dringende Terminarbeit fesselte ihn an seinen Schreibtisch.

Die drei Mitarbeiter und die beiden Chefs waren längst gegangen.

Morell ging die Arbeit heute gar nicht von der Hand. Er kam mit einem Problem nicht recht weiter.

Der Schädel brummte ihm. Frank legte den Bleistift auf den Schreibtisch zurück, blies die Backen auf und stieß dann hörbar die Luft durch die zusammengepreßten Lippen.

Er griff nach der angebrochenen Cola-Flasche und nahm einen herzhaften Schluck. Gedankenverloren und etwas müde griff er nach der Zeitung, die dort zusammengefaltet lag.

Es war die Abendausgabe der Frankfurter Rundschau, die Alexandra hier zurückgelassen hatte.

Morell überflog die Überschriften, las ein paar Zeilen und stutzte plötzlich.

Eine Überschrift sprang ihm ins Auge.

»Besucher aus dem Weltall?« stand dort zu lesen.

»Ein unheimliches Erlebnis hatte Garry Brown aus Dayton, Ohio. Brown hielt sich zu einem Besuch bei Verwandten in Valley Forest auf. Als er am 3. April abends auf dem Weg zur Wilson-Farm war, wo sein Onkel, ein Tierarzt aus Valley Forest, tätig war, tauchte auf der dunklen Straße vor dem Motorradfahrer plötzlich eine riesige, leuchtende Gestalt auf. Browns Maschine fing Feuer und explodierte. Brown selbst warf sich geistesgegenwärtig von der Maschine, landete auf dem weichen Waldboden und kam wie durch ein Wunder unverletzt davon. Die Lichterscheinung war verschwunden. Die Vorgänge werden von einer jungen Redakteurin namens Lucy Sherman bestätigt, die zufällig Zeuge des gespenstischen Ereignisses wurde.

Der Sheriff von Valley Forest und eine Anzahl freiwilliger Helfer haben am nächsten Tag den Wald um die Unfallstelle durchkämmt, konnten aber außer verglühten Wrackteilen der Maschine und einigen Brandstellen an einem Baum und im Unterholz keine weiteren bemerkenswerten Entdeckungen machen.

Inzwischen wurden von anderen Bewohnern in Valley Forest bestätigt, daß sie am frühen Abend eine undeutliche Lichterscheinung am Horizont wahrgenommen hätten, auf die jedoch niemand besonders achtete.

Ist diese Lichterscheinung mit jener Lichtgestalt identisch, mit der Garry Brown zusammenstieß? Ist in der Tat etwas aus dem Weltall auf die Erde herabgekommen, von dem wir bisher keine Ahnung hatten? Meteorologen äußerten, daß es sich vermutlich um Reflexionen des Sternenlichts handele.

Auf die Frage, wieso die Maschine des jungen Mannes dann Feuer fing und auch seine Kleidung ebenfalls Brandspuren aufweise, bekam man zu hören, daß ebenso gut ein Defekt an der Maschine zu der

Explosion geführt haben könne und das gleichzeitige Auftreten der wahrscheinlichen Reflexionen lediglich damit in Verbindung gebracht werde.

Garry Brown befindet sich zur Zeit zur Beobachtung in einem Krankenhaus. Seit dem Erlebnis auf der nächtlichen Straße leidet er unter traumaartigen Zuständen. Er behauptet dann, in Feuer gebadet zu sein… eine Welt voll flammenden Lichts zu sehen, das die Erde wie ein Feuersturm überbrausen würde…

Garry Brown steht offenbar unter der Einwirkung eines verspäteten Schocks.«

Frank Morell ließ langsam die Zeitung sinken.

Welt voll flammenden Lichts… irgendwie sprachen ihn diese Worte an, beschäftigten ihn geradezu.

Flammen… Licht… auch er hatte doch so etwas schon mal gesehen… irgendwann in seinem Leben.

Und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

In seiner Erinnerung meldete sich das Wissen seiner Dykten-Seele. Seit er mit Sicherheit wußte, daß seine erste Geburt auf einem fernen Stern stattfand und seine Seele durch magische Kräfte von einer sterbenden Welt gerettet und in diese irdische Welt versetzt wurde, war er auf der Suche nach den Geheimnissen seiner Vergangenheit. Er war ein Mensch, aber in seiner Seele schlummerte das Geheimnis seines Dyktendaseins, und es kam ihm darauf an, soviel wie möglich darüber zu erfahren. Das Wissen um die Rätsel der Dykten war entscheidend auch für seine Reinkarnation als Mensch.

Die Dykten – das wußte er nun schon – hatten die reinste Form der kosmischen Energie entdeckt und waren unabhängig geworden von den Nahrungsmitteln und dem Wasser, dessen der normale Körper aus Fleisch und Blut zu seiner Erhaltung bedurfte.

Die Dykten ernährten sich aus kosmischer Energie. Eine gewaltige Zeitspanne brauchte der Organismus, um mit dem Universum, aus dem er einst geboren wurde, wieder eins zu werden. Mit Hilfe des Mirakel-Kristalls, den er an verborgenem Ort gefunden hatte, konnte er diese kosmobiologische Kraft auch für sich und seinen Organismus nutzen. Und alle Fähigkeiten, welche die Dykten zur Vollkommenheit entwickelten, ging auf ihn über. Die Entwicklungen im gesamten Kosmos auf allen Planeten verliefen in der gleichen Form: Das Leben kam aus dem Meer, nahm Besitz von Luft und Land, starb, wurde wiedergeboren und erklomm so über viele Entwicklungsstufen eine Leiter des Fortsehreitens. Irgendwann dann – in einer unvorstellbar fernen Zeit – kam die Unsterblichkeit und das Einswerden mit dem Kosmos.

Die Dykten waren auf dem Weg dazu gewesen. Das Eingreifen finsterer Mächte in die Geschicke des großen Volkes hatte diese

Entwicklung verzögert oder gar verhindert. Was aus den Dykten geworden war, wußte niemand.

Seit Urzeiten existierten die Dämonen. Ihr Ziel war es, jede Art von Leben zu beherrschen und in Unfreiheit zu schicken. Ein dämonisches Universum war das Endziel der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my und ihres getreuen Dieners Molochos, der einst ein Mensch war.

Viele Völker, viele Lebensformen hatte der Kosmos geboren.

Die im Licht lebten, die durch das Licht lebten… gehörten dazu…

Er wußte es einfach, ohne daß es einer Erklärung bedurft hätte.

Ein gellender Aufschrei ließ ihn herumwirbeln.

Ein Schrei vor dem Fenster!

Aber das lag im neunten Stock des Hochhauses!

Das Blut gefror ihm in den Adern.

Ein Schatten sauste an dem Fenster zur Büroetage von ›Gering und Krollmann‹ vorbei. Der Körper eines Kindes raste sich überschlagend in die Tiefe.

Morell stürzte ans Fenster und riß es auf.

Mit der anderen Hand griff er in seine Jackettasche, holte den flachen und federleichten Leuchtkristall hervor und preßte ihn auf seine linke Brustseite, während er sich im gleichen Augenblick von der Fensterbank abstieß und ebenfalls in die Tiefe sprang.

*

Kaum berührte der Mirakel-Kristall sein Herz, ging die rätselhafte, unfaßbare Verwandlung mit ihm vor, die ihn zu Mirakel, den Dyktenmann, werden ließ.

Der kosmobiologische Kraftstrom, der in dem Kristall gefangen war, durchdrang seinen Körper und schuf eine schimmernde Aura, unter der sich sein Aussehen veränderte.

Sein Leib war gehüllt in ein rotes Trikot, das wie eine zweite Haut an ihm lag. Seine Hände steckten plötzlich in goldfarbenen Stulpenhandschuhen, seine Füße in langen und hohen, ebenfalls goldfarbenen Stiefeln. Stiefel und Handschuhe waren mit kleinen Flügeln versehen.

Er bewegte sich plötzlich wie auf einem Kraftfeld, das jedem seiner Gedanken, jedem seiner Bewegungen gehorchte. Es war nicht mehr wie das Fallen eines Steins in die Tiefe. Er konnte seinen Sturz abfangen, konnte ihn aber auch beschleunigen. Die Schwerkraft existierte nicht mehr für ihn. Er konnte fliegen…

Sein Körper war vollkommen durchgestreckt und völlig entspannt. Er jagte an den Fensterreihen in die Tiefe. Fauchend schlug die Luft über seinem Kopf zusammen.

Jetzt erreichte er das Kind, das noch immer gellend schrie. Aber

niemand hörte es. Der Straßenlärm, der unweit des einsam stehenden Hochhauses herrschte, schluckte alle anderen Geräusche.

Und niemand sah etwas.

Die abseits der Straße liegende Hauswand lag im Dunkeln. Nur in wenigen Etagen brannte Licht. Niemand war an den Fenstern, drüben auf dem Bürgersteig zum Messegelände lief kein Mensch.

Mirakel streckte seine Hände nach dem Mädchen aus, erreichte es, zog es an sich – und schwang im Flug knapp über dem betonierten Erdboden herum, als würde er wie eine Marionette an unsichtbaren Fäden emporgerissen.

Sein elastischer Körper stieg schnell und lautlos in die Höhe. Von der Dachumrandung zog sich zitternd eine Gestalt zurück und starrte dem Ankömmling aus schreckgeweiteten Außen entgegen.

»Weg!« stieß die Frau hervor. Ihre Stimme klang schrill, ihr Gesicht war kreidebleich. Kalt wie Eiskristalle glitzerten ihre Augen. »Du bist der Teufel.«

»Mutti!« rief das Kind mit aufgeregter Stimme. »Er hat mich gerettet! Er kann fliegen! Er kann richtig fliegen!«

Die Frau fauchte wie eine Katze und stieß mit ihren langen, schlanken Fingern nach Mirakel.

Wirr hing das Haar in ihr Gesicht. Sie machte einen verzweifelten, einen irren Eindruck.

Mirakel begriff das Drama, das sich hier abgespielt hatte.

Die Frau hatte den Verstand verloren, war mit ihrer Tochter auf das Flachdach gestiegen und versetzte ihr den tödlichen Stoß in die Tiefe. Vielleicht hatte sie ebenfalls nachspringen wollen, aber durch Mirakels Eingreifen war sie davon abgehalten worden.

Mirakel ließ das Kind los, das mit ausgestreckten Armen zu seiner Mutter lief, plötzlich stutzte und mit weinerlicher Stimme sagte: »Mutti? Was ist denn los mit dir? Du bist so anders. Warum siehst du mich so komisch an? Warum ist dein Gesicht so – ängstlich?«

Das etwa siebenjährige Mädchen wich angstvoll vor ihr zurück.

Mirakel sagte: »Was ist mit deiner Mutter, Kleine? Seit wann ist sie so anders?«

»Seit eben. Vorhin – war sie nicht so. Sie ging mit mir auf das Dach und wollte mir die Sterne zeigen. Ich wollte mal den Sternen ganz nahe sein. Ich habe es mir schon lange gewünscht. Und ich hatte auch versprochen, mich fest an ihrer Hand zu halten und dem Dachrand nicht zu nahe zu kommen. Aber dann ist sie selbst mit mir dorthin gegangen – und sie hat mich hinuntergestoßen!«

Die Siebenjährige weinte. Sie verstand nichts von dem, was sich abgespielt hatte. Mirakel verstand es ebensowenig.

Von einer Sekunde zur anderen mußte die Frau von geistiger Umnachtung befallen worden sein.

Sie mußte in ein Krankenhaus, zu einem Arzt… Und noch während Mirakel den Entschluß faßte, sie kurzerhand ins nächste Hospital zu bringen, ging mit der Frau eine Verwandlung vor sich.

Der starre Blick in ihren Augen ging verloren. Ein warmes Licht spiegelte sich in ihren Pupillen.

Sie erkannte ihre Tochter wieder. »Sonja!« rief sie entsetzt, sprang nach vorn, riß das Kind in ihre Arme und starrte auf Mirakel. »Wer sind Sie? Wo kommen Sie her? Was wollen Sie hier?«

Die Frau musterte ihn. Ihre Reaktionen waren plötzlich wieder ganz normal. Sie wußte nichts von dem, was sich hier wirklich abgespielt hatte. Sie hatte alles vergessen.

Mirakel, der aussah wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, war jetzt der Gegner, den sie fürchtete.

»Sie brauchen keine Angst zu haben.«

Sonja aber war es, die ihre Zweifel vollends zerstreute. Sie erklärte, was passiert war – und die Zuhörende konnte es nicht fassen.

Mirakel blieb nichts anderes übrig, als einige Erklärungen abzugeben. Es klang zu unwahrscheinlich, was er zu sagen hatte, aber der Frau blieb nichts anderes übrig, als es zu glauben, zumal die Siebenjährige eifrig alles unterstrich.

»Ich bin Margarete Schaller und Ihnen zu großem Dank verpflichtet.«

»Sagen Sie mir bitte eins: Was haben Sie empfunden, als Sie es taten?«

»Ich muß den Verstand verloren haben. Ich war einige Sekunden lang nicht bei vollem Bewußtsein. Es gab keinen Grund, Sonja in den Tod zu stoßen, keinen Grund, weshalb ich aus dem Leben scheiden wollte. Und doch war ich dazu entschlossen, wild entschlossen sogar. Es muß mit dem Licht zusammenhängen mit dem Licht von den Sternen.«

Sie hob den Blick.

Klar und wolkenlos spannte sich der Himmel über der Mainmetropole. Tausende von Sternen glitzerten. Und doch war dieser Himmel anders als in den Nächten davor.

Ein mattes, graues Licht lag wie ein Schleier über einem Teil der Milchstraße.

Margarete Schaller und Mirakel hielten den Atem an.

Sie sahen es beide.

Das graue Licht, das den Glanz der Sterne abdunkelte, hatte die vage Form eines gigantischen menschlichen Körpers.

Der Eindruck währte nur einen Atemzug lang. Dann war er verschwunden, und Mirakel wußte, daß sich hier ein ähnlicher Vorfall ereignet hatte wie in Valley Forest, als Garry Brown dem Licht aus dem Kosmos begegnet war.

*

Über die Eisenleiter stiegen sie in den kahlen Korridor neben dem Maschinenhaus des Lifts.

Margarete Schaller war eine der wenigen Hausbewohnerinnen. Ihr Mann war Immobilienhändler, und sie hatten sich hier in der Etage ein Büro eingerichtet, der eine großzügige Wohnung angegliedert war.

An der Tür verabschiedete Mirakel sich.

»Wenn Sie über das schweigen würden, was Sie heute abend erlebt haben, wäre ich Ihnen sehr verbunden«, sagte Mirakel. »Zumindest, was meine Person betrifft.«

»Wenn Sie das wollen, gern.« Sie lächelte und strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Margarete Schauer sah gut aus. Das lange naturblonde Haar rahmte ein ovales, intelligentes und hübsches Gesicht. Sonja sah wie eine verkleinerte Ausgabe ihrer Mutter aus. »Aber erlauben Sie mir eine Frage: Sind Sie ein Mensch?«

»Ja.«

Man sah ihr an, daß sie noch viele Fragen beschäftigten, daß sie die aber nicht aussprach. Mirakel wußte, daß es von nun an immer so sein würde, wenn er in dieser Gestalt auftauchte. Ganz verbergen würde er sich nicht können, obwohl er alles daransetzen wollte, nur im Verborgenen zu wirken. Er wollte die Dyktenkräfte anwenden, wo immer es möglich war, und wo sie Nutzen brachten. Dieser rätselhafte und unheimliche Zwischenfall auf dem Dach des Hochhauses hatte bewiesen, welchen Sinn sie unter anderem haben konnten.

Mirakel fiel es schwer, an einen Zufall zu glauben. Das plötzliche irre Verhalten Margarete Schallers setzte er mit dem Licht aus dem Weltall in Verbindung. Es war zu einer kurzen, aber harten Konfrontation zwischen der Frau und dem Phantom gekommen, und es hatte sich blitzschnell wieder zurückgezogen. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund – oder gerade so, als hätte es die Nähe der Dyktenseele gefühlt und wollte sich rasch wieder entfernen – war es fluchtartig zu den Sternen zurückgewichen.

Was immer aus dem Kosmos da herabgekommen war, was auch Garry Brown attackierte: es konnte nichts Gutes sein. Die Menschen, die es berührte, benahmen sich kurze Zeit daraufhin unnormal und wußten nachher nichts mehr davon.

Mirakel ging die Treppe nach unten in das nächste Stockwerk. Als er um die Ecke kam, so daß Margarete Schaller ihn nicht mehr sehen konnte, schwang er sich aus dem Fenster und glitt lautlos durch die Luft bis zur obersten Fensterreihe des Hauses, wo er im Büro Gering und Krollmann verschwand.

Margarete Schaller stand auf der Schwelle zu ihrer Wohnung und

legte den Arm um die Schultern ihrer Tochter. »Irgendwie kommt er mir bekannt vor«, murmelte die Frau nachdenklich. »Dieses Gesicht… ich habe es schon mal gesehen.«

*

Frank Morell blieb Mirakel und führte in dem Konstruktionsbüro die begonnene Arbeit, mit der er sich seit Stunden abquälte, fort.

Dabei machte er eine erstaunliche Feststellung.

Plötzlich durchschaute er das Problem. Sein Verstand erkannte klar und logisch die Zusammenhänge, und er kam ungewöhnlich schnell voran. Der kosmobiologische Kraftstrom wirkte auf sein Hirn wie eine Droge, so daß das, was er erfuhr, wie eine Bewußtseinserweiterung war. Eine Bewußtseinserweiterung, die natürlich war und in der ihm nicht durch eine Droge irgendwelche Trugbilder und Gefühle vorgegaukelt wurden.

Blitzschnell bewegten sich seine Hände über das Zeichenblatt. Innerhalb von zehn Minuten brachte er die Zeichnung zustande. Eine neue Maschine war entstanden.

Mirakel alias Frank Morell war zufrieden.

In wenigen Minuten war ihm mit Dyktenkraft geglückt, womit er sich mit Menschenkraft seit Tagen herumschlug.

Er löschte das Licht. Wieder führte ihn sein Weg zum Fenster, und er wählte den ungewöhnlichen Ausgang, sich in die Luft zu schwingen.

Unter der flimmernden Aura, die ihn umgab, bewegte er sich tausendmal so schnell wie andere Menschen. Sein ganzer Körperrhythmus war beschleunigt. Er verbrauchte rasend schnell Energien um diese Bewegungen durchzuführen. – Energien, für die er normalerweise Jahre brauchte, um sie zu erzeugen, und er verbrauchte in Sekunden die Kraft von Jahren. Aber er wurde nicht schwächer und nicht älter. Die Aura schützte ihn, der kosmobiologische Kraftstrom versorgte ihn mit der Energie, die er verbrannte.

Er bewegte sich derart schnell, daß die Fußgänger auf der Straße still standen und die Fahrzeuge keinen Millimeter weiterzukommen schienen.

Ein Atemzug war es her, seitdem er das Hochhaus verlassen hatte.

Entfernungen spielten für ihn keine Rolle mehr.

Wenn man die reine kosmische Kraft verarbeiten konnte, war der Flug zum Mond ein Spaziergang vor die Haustür. Entwickelte sich der Mensch wie sich die Dykten einst entwickelt hatten, dann wurde für ihn der Traum von der Erforschung des Kosmos erfüllbar. Der Weg zu den Sternen stand ihm offen. Milchstraßen, die so weit entfernt lagen,

daß man Jahrhunderte brauchte, um sie zu erreichen, würden in den Bereich möglicher Besuche rücken. Wenn der Mensch schneller lebte, sich schneller bewegte, aber nicht schneller alterte, wurde ein jahrtausendealter Traum Wirklichkeit.

Vorausgesetzt, daß feindliche Völker und finstere Mächte sich der Entwicklung und dem Freiheitsdrang der Menschen entgegenstellten und hier einen Riegel vorschoben, den andere Rassen schon zu spüren bekamen.

Schneller als der Wind durcheilte er die Lüfte. Die Luft, die ihn umgab, war seltsam dicht, so daß er glaubte, jeden Schritt auf festem Untergrund zu setzen.

Unter ihm lag ein riesiger Metallvogel. Eine Boeing 747 hing reglos in der klaren Nachtluft. Wie Wolkenbänke türmten sich die austretenden Gase hinter den Düsen. Die Maschine schien stillzustehen, aber in Wirklichkeit jagte sie mit über tausend Stundenkilometern Geschwindigkeit dahin.

Morell kostete die Freiheit und das Glücksgefühl, das ihm dieses Schweben durch die Luft vermittelte, voll aus. Wie ein Delphin in das kühle Naß tauchte er ein in die Luft, glitt weiter und immer mehr in die Nacht hinein, wo die Nacht schließlich keine Nacht mehr war. Weiter westlich war es noch Tag.

In New York war es 16 Uhr. Das Wetter dort war nicht besonders. Es war kühl und regnerisch. Weiter südlich, Richtung Carolina, war der Himmel so bedeckt, daß kein Sonnenstrahl mehr durchkam.

In Valley Forest schien vorzeitig der Abend angebrochen zu sein.

Und Valley Forest war das Ziel des fliegenden Wundermenschen.

*

»Alles klar mit unserem Patienten, Schwester?« fragte Doc Herold, der den Korridor des kleinen Krankenhauses entlang kam und seinen weißen Kittel ablegte.

Schwester Mary nickte, Sie trat gerade aus dem Zimmer, in dem Garry Brown untergebracht war.

Für Mary begann der Nachtdienst. »Er schläft, Doc. Er ist ganz ruhig.«

»Dann wollen wir hoffen, daß es so bleibt«, Herold gähnte. »Wir haben keinen besonders schweren Fall. Es könnte eine ruhige Nacht werden, falls Brown keinen Unfug macht. Jede Veränderung in seinem Verhalten bitte ich mir allerdings umgehend mitzuteilen.«

Henry Herold war sechsunddreißig und einer von zwei Fachärzten in der näheren Umgebung von Valley Forest. Herold zeigte den Ansatz eines kleinen Bauches. Der Arzt war ein Freund guten Essens.

Er hängte seinen Kittel an den Haken und griff nach seinem

Mantel. Draußen war Wind aufgekommen.

»Scheußliches Wetter«, bemerkte Mary, die dienstfertig herbeieilte, um dem Arzt den Mantel zu halten. Doch der lehnte dankend ab. »Schon gut, Schwester. Es geht!«

Er lächelte.

»Erkälten Sie sich nicht«, sagte Mary fürsorglich, als sie sah, daß Doc Herold den Mantel nicht zuknöpfte. »Es ist sehr kalt geworden. Das ist außerordentlich ungewöhnlich für die Jahreszeit. Aber heute kann man sich ja nicht mal mehr auf die Jahreszeiten verlassen.«

Henry Herold war schon an der Tür. Pfeifend fegte der Wind in den Korridor, als er sie öffnete.

»Es sind ja nur ein paar Schritte. Gute Nacht, Schwester!«

»Gute Nacht, Doc!«

Sie sah ihm nach, wie er über den schmalen Weg zwischen den Rhododendrenbüschen zum Außentor eilte. Das Krankenhaus lag inmitten eines kleinen Parks, in dem es zaghaft zu blühen begann. Die kräftigen Magnolienknospen waren schon weit geöffnet.

Anheimelndes Licht brannte über dem Eingang des Krankenhauses, in dem zur Zeit hundertundzwei Patienten lagen. Vier davon waren am Blinddarm operiert, andere hatten Bruchoperationen hinter sich, der oberste Stock wies ausnahmslos Grippe-Kranke auf. Meistens ältere Leute, die wegen eventueller Komplikationen vorsorglich von den Ärzten eingewiesen worden waren.

Das Krankenhaus gehörte einer privaten Gesellschaft. Die mußte sparen. Das merkte man in erster Linie am Personal. Außer Schwester Mary hielt sich nur noch eine zweite Schwester über Nacht hier auf, die die beiden oberen Stockwerke betreute.

Mary ging in ihr Zimmer, zündete sich eine Zigarette an und überlas die Liste mit den Eintragungen über die einzelnen Patienten.

Hinter dem Namen Garry Brown hatte Henry Herold den Vermerk »öfter nach ihm sehen« rot unterstrichen.

Brown litt unter unerklärlicher Ruhelosigkeit, brach manchmal in Schreie aus und gab wirres Zeug von sich.

Aber ein Verrückter war Brown nicht. Einen Nervenkranken, von dem zu befürchten war, daß er Unruhe stiftete, würden sie bestimmt nicht aufgenommen haben.

Der Gedanke daran beruhigte die Krankenschwester wieder.

Es war eine halbe Stunde seit dem Weggehen von Dr. Herold vergangen, als sie wieder einen Blick in das Krankenzimmer warf.

Auf dem Nachttisch brannte eine kleine, verhängte Lampe.

Auf leisen Sohlen betrat Schwester Mary das Einzelzimmer. Das Fenster zur Terrasse war nach außen gestellt. Garry Browns Gesicht war völlig ruhig und entspannt. Er atmete tief und gleichmäßig.

Beruhigt verließ Schwester Mary das Krankenzimmer wieder. Die

Tür klappte leise ins Schloß, als Garry Brown schlagartig die Augen öffnete.

Sein Gesicht wurde grellweiß, als ob sein geheimnisvolles Licht aus seinen Poren bräche. Seine Augen begannen erschreckend aufzuglühen, als würde in ihm ein Licht angezündet…

Brown erhob sich wie eine Marionette und ging zur Tür, öffnete sie und starrte mit seinen leuchtenden Augen auf den Korridor.

Vor ihm lief Schwester Mary. Sie wandte ihm den Rücken zu und schob eine Art Teewagen vor sich her, auf dem in flachen Schälchen und Gläsern bunte Pillen und Dragees verteilt waren.

Garry Brown trat hinaus auf den Korridor, und im gleichen Augenblick verlöschte im ganzen Krankenhaus das Licht. Es wurde so dunkel, als ob der Mond auf die Erde gestürzt wäre.

*

Schwester Mary fuhr zusammen. »Was ist denn jetzt passiert?« entrann es tonlos ihren Lippen.

Da sah sie den schwachen, pulsierenden Schein hinter sich und wirbelte herum.

Was sie sah, ließ sie das Blut in ihren Adern gefrieren.

Sie sah die Gestalt eines Menschen, der einen weißen, fluoreszierenden Schatten warf! Ein Mensch mit einem weißen Schatten!

Blitzartig stürzte er auf sie zu. Sie nahm das glosende, wie von innerem Feuer verzehrt werdende Gesicht ganz dicht vor sich wahr.

»Mister Brown?« hauchte sie.

Dann passierte es.

Das Gesicht war nicht mehr das Garrys. Es stellte eine schreckliche, verzerrte Dämonenfratze dar.

Eiskalte Luft wehte sie an.

Das Licht! Es berührte sie – und die Strahlen bohrten sich wie grauenvolle, spitze Knochenfinger in ihre Augen und stachen vor bis in ihr Gehirn.

Die Schwester schrie markerschütternd auf. Ihr gellender Schrei hallte durch den finsteren Korridor, in dem Garry Brown wie eine Erscheinung vor ihr stand.

Der Schrei hallte durch das Krankenhaus, brach sich wimmernd und qualvoll in den dunklen Ecken und Nischen, schraubte sich hinauf in die oberen Stockwerke, wo ebenfalls Unruhe entstand und die oben befindliche Nachtschwester alle Hände voll zu tun hatte.

Feuerzungen spielten um den Körper Schwester Marys. Sie drehte sich im Kreis und schlug wild um sich, um die Flammen zu ersticken. Grauen erfüllte sie, wie sie es nie zuvor in ihrem Leben empfunden

hatte.

Ein schrecklicher Alptraum, sagte sie sich…

»Ich werde gleich aufwachen. Das ist nicht Wirklichkeit… und wenn in einem Traum die Dinge unerträglich werden, wacht man automatisch auf…«

Doch sie wachte nicht auf. Der Traum, der keiner war, ging weiter.

Die Flammen, die sie von ihrem Körper abschüttelte, verwandelten sich in gräßliche Schlangen, Echsen und Horrorgestalten.

Ein Schuppentier schnellte vor ihr empor. Das große Maul öffnete sich, und dolchartige Zähne bildeten messerscharfe Reihen in dem stinkenden, scharlachroten Maul.

Schwester Mary taumelte zurück.

Das Maul stieß ins Leere.

Dafür tauchte eine mit zahllosen winzigen Beinen ausgestattete Schlange von der Seite her auf, wickelte sich rasend schnell um den Leib der zitternden, schweißüberströmten Krankenschwester. Pfeifend entwich die Luft den zusammengepreßten Lungen. Die Frau glaubte, ihr Brustkorb wäre in einen Schraubstock geraten.

Sie stürzte zu Boden und begriff nicht, woher sie die Kraft noch nahm, sich herumzuwerfen und über den glatten Fliesenboden zu rollen.

Blitze spalteten die pulsierende, eisige Luft. Das Blut rauschte in ihren Ohren, und dann vernahm sie aus einer unendlichen Ferne ein Geräusch, das so schauderhaft war, daß ihre Kopfhaut sich zusammenzog und jeder Herzschlag sie schmerzte.

Eine Kakophonie von Tönen brach auf sie ein. Schaurige Mißklänge von Instrumenten, wie kein Mensch sie sich ausmalen konnte, erfüllten ihr Innerstes.

Der Wähnsinn packte sie. Die Berührung mit dem unheimlichen Etwas, das aus Garry Browns Körper auf sie übergegangen war, veränderten ihren Geist, ihre Stimmungen und ihre Gefühle.

Schreiend wie ein Amokläufer lief sie in der gespenstischen Dunkelheit auf die erstbeste Tür zu, riß sie auf und stürzte in das dahinterliegende Krankenzimmer. Brüllend warf sie sich auf das vorderste Bett, in dem eine Patientin erschreckt aufschrie.

Die Frau kam nicht mehr dazu, sich aus den Kissen zu erheben. Die eisigen Hände der Krankenschwester legten sich um ihren Hals wie Schraubstöcke und schlossen sich.

Die Angegriffene warf verzweifelt ihren Kopf hin und her, riß die Hände hoch und versuchte mit schwachen Fingern die Umklammerung zu lösen.

Vergebens!

Ihr Gesicht lief blau an, die Augen traten hervor, und sie starb unter dem Würgegriff der Irrsinnigen.

Das Stöhnen der Sterbenden, das heftige Rascheln der Betten und Kissen weckte die zweite Patientin im Zimmer.

Erschreckt öffnete sie die Augen. Mechanisch tastete die weiße Hand der Kranken nach der Lampe auf dem Nachttisch.

Sie flammte nicht auf.

Die Frau warf den Kopf herum, sah die kämpfenden Schatten, nahm die helle Kleidung der Krankenschwester wahr und erkannte sie.

»Mein Gott, Schwester Mary?« stieß die Kranke tonlos hervor. »Was machen Sie denn da?«

Ihre Worte machten die Krankenschwester auf sie aufmerksam.

Grollend wie ein tollwütiges Tier ließ sie von ihrem toten Opfer ab. Schlaff und leblos rutschte der linke Arm der Toten über das zerwühlte Bett.

Die Kranke im Nachbarbett schrie auf.

Sie warf die Zudecke zurück. Der Frau wurde schwindelig, und glitzernde Sterne und schwarze Punkte tanzten vor ihren Augen.

Schwester Mary war im Raum, eine Mörderin, die den Verstand verloren hatte und nun ein weiteres Opfer suchte!

Die Frau taumelte um das Bett herum. Sie wußte nicht, wie sie es schaffte, unter den nach ihr greifenden Händen wegzutauchen. Sie versetzte der knurrenden Krankenschwester mit der Faust einen Stoß in die Seite. Schwester Mary mußte einen ausweichenden Schritt nach links machen und ihr kalkweißes, wie von innen her strahlendes Gesicht nahm einen erstaunten Ausdruck an.

Die Kranke eilte zur Tür. Ohne sich zu besinnen, lief sie hinaus.

»Hilfe! Hilfe!« schrie sie wie von Sinnen, daß es laut und schrecklich durch den nächtlichen Korridor hallte.

Hinter den Türen rumorte es, irgend jemand fragte dunkel, was denn los sei und warum man eigentlich kein Licht anknipsen könne.

Die Kranke vernahm die schnellen Schritte der Schwester hinter sich, wagte nicht, sich umzudrehen, und wagte es auch nicht, einfach in ein anderes Krankenzimmer zu laufen.

Panik erfüllte die junge Frau. Sie konnte nicht besonders schnell laufen. Ein blutdurchtränkter Verband am linken Oberschenkel, wo ihr nach einer Verbrennung ein Stück neue Haut eingepflanzt worden war, hemmte sie in ihrer Bewegung. Es war dennoch erstaunlich, wie die Angst und das Grauen vor dem Geschehen in ihrem Zimmer Kräfte in ihr weckten, und sie überhaupt in die Lage versetzten, wegzulaufen.

Sie eilte zum anderen Ende des langen Ganges. Dort stand eine Tür spaltbreit offen. Kurzerhand lief sie in den dahinterliegenden Raum, drückte die Tür zu, und ihre zitternden Finger ertasteten sofort den von innen steckenden Schlüssel und drehten ihn im Schloß herum.

Peggys Atem flog. Mit einer fahrigen Bewegung strich sie sich über ihre schweißnasse Stirn. Die Frau fieberte.

Was ging hier vor?

Sie hatte keine Erklärung für das satanische Verhalten der Schwester.

Peggys Lippen begannen zu zucken, als sie daran dachte, daß auch sie jetzt nicht mehr leben würde, wenn sie nicht rechtzeitig die Augen geöffnet hätte.

Schritte vor der Tür, dann heftiges Atmen, kräftiges Trommeln mit den Fäusten dagegen…

Peggy wich in die Dämmerung des Zimmers zurück.

Durch die beiden niedrigen Fenster konnte sie hinaussehen in den dichten, finsteren Park. Dort war alles dunkel und ruhig.

Sternenlicht warf einen matten Schleier von Helligkeit in das Zimmer, und die Patientin konnte die Umrisse der Möbel erkennen. Eine Glasvitrine rechts an der Wand, daneben eine wunderschöne Stehlampe mit großem Schirm, einen hochlehnigen Sessel, in dem man bequem sitzen konnte. Unmittelbar neben dem Sessel stand ein kleines fahrbares Regal, angefüllt mit Büchern und Zeitschriften.

Auf einem niedrigen Tisch direkt neben der Tür stand ein Telefon.

Wie elektrisiert griff Peggy danach. Das war eine Möglichkeit: Die Außenwelt alarmieren… den Sheriff anrufen!

Sie nahm den Hörer ab. Das Freizeichen ertönte.

Die Nummer des Sheriffs!

Sie legte den Hörer zurück und zerrte das dünne örtliche Fernsprechbuch von der Ablage.

Vor der Tür wurden die Geräusche lauter, das Klopfen und Trommeln dagegen fordernder und wilder.

Peggys Herz schlug wie rasend.

Das waren doch mehrere, die draußen standen. Das waren mehr als zwei Hände, die gegen die Tür trommelten!

»Zwei… eins… fünf… neun…«, murmelte sie, das Buch schräg haltend, damit das durch die Scheiben sickernde Sternenlicht die Seite traf.

Peggy wählte, verwählte sich und drückte wieder die Gabel. Die junge Patientin war so aufgeregt, daß sie sich nicht zur Ruhe zwingen konnte.

Jemand warf sich gegen die Tür. Es knirschte im Schloß und in den Angeln.

Peggy lief es eiskalt über den Rücken.

Sie hörte plötzlich Schritte und sah einen Schatten vor dem Fenster – dann ein geisterhaftes Leuchten.

Ihr stockte der Atem.

Vor dem niedrigen Fenster draußen tauchten zwei, nein, drei Gestalten auf: Patienten! Sie trugen Pyjamas oder Nachthemden. Zwei Männer und eine Frau preßten die irren Gesichter, in die zerzaust das

Haar ging, gegen die Scheiben.

Die Gesichter leuchteten phosphoreszierend.

Ein qualvolles Stöhnen entrann den Lippen der jungen Frau.

Hastig wählte sie die letzte Nummer. Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor, ehe auf der anderen Seite der Leitung das erste Klingelzeichen ertönte.

Zitternd preßte Peggy den Hörer ans Ohr und ihren Rücken gegen den Schrank, um sowohl die Tür als auch das Fenster im Auge zu behalten.

Das zweite Klingelzeichen…

Da krachte es splitternd.

Peggy schrie auf.

Einer der Gespenstischen draußen vor dem Fenster schlug mit dem Ellbogen kurzerhand die Scheibe ein. Der zweite folgte. Systematisch schlugen sie das Fenster nach innen. Die geisterhaften Körper näherten sich den geschaffenen Öffnungen. Einer zog sich über die flache Fensterbrüstung. Das gespenstische Licht hüllte seinen Körper ein wie eine Aura.

»Ja, bitte?« meldete sich da die dumpfe Stimme.

»Sheriff!« entfuhr es Peggy. Ihre Stimme klang wie ein Hauch. »Sie müssen kommen, um Himmels willen…«

»Kommen, wohin? Mit wem spreche ich denn?«

Panikerfüllt weiteten sich die Augen der jungen Frau.

Sie setzte zum Sprechen an. Ihre Stimmbänder versagten ihr den Dienst.

»Sheriff… sie kommen«, wisperte sie. »Sie… werden mich töten…«

Die junge Frau stand wie gelähmt auf der Stelle und hielt verkrampft das Telefon in der Hand.

Sie starrte auf die Leuchtgespenster, die sich durch das Fenster in den Raum schwangen. Eisige Luft schlug ihr entgegen, obwohl glühende Flammenzungen die Körper umspielten, sie verließen – und wie Geisterhände nach ihr griffen.

Peggy schrie auf.

»Hospital, Sheriff! Kommen Sie… ins Hospital… ich…«

Da machte einer der drei einen schnellen Schritt nach vorn. Seine Hand zuckte nach der Telefonleitung. Knisternd sprangen blaue und weiße Funken über das Kabel. Hart wurde es aus der Wand gerissen.

»Sheriff!«

Die Leitung war tot.

Die drei Gespenstischen fielen über Peggy her, ehe sie sich aus der Erstarrung lösen konnte.

Etwas zischte durch die Luft.

Einer hatte eine schwere Bodenvase kurzerhand emporgerissen und zerschmetterte sie auf dem Kopf der jungen Patientin.

Die Vase zersprang in zahllose Scherben, die klirrend auf den Boden und gegen den Schrank fielen.

Wie vom Blitz gefällt, stürzte Peggy zu Boden. Sie riß das Telefontischchen und den Apparat mit sich.

Die eine Hand der strahlenden, geistesabwesenden Frau stach wie eine Speerspitze nach vorn – und die Finger wurden zur tödlichen Waffe. Wie stahlharte, geschliffene Diamanten bohrten sie sich in den Leib der jungen Frau und töteten sie.

*

John Flic, der Sheriff von Valley Forest, schüttelte den Hörer in seiner Hand.

»Hallo? Hallo, wer spricht denn dort? Was ist denn los?«

Niemand meldete sich mehr. Die Leitung war tot.

Der untersetzte Sheriff knurrte irgend etwas Unverständliches in seinen Bart, drückte dann die Gabel herab und wählte schnell eine Nummer. Gleich darauf meldete sich eine etwas helle, männliche Stimme.

»Ja?«

»Berry, ich möchte, daß Sie mich begleiten. Ich habe da eben einen komischen Anruf erhalten. Offenbar aus dem Hospital. Weiß nicht, was das soll. Vielleicht hat noch einer die Nerven verloren wie Brown. Wir fahren mal rüber, Berry.«

Der Sergeant knurrte sein »Okay«.

Drei Minuten später fuhr Flies Chrysler vom Office weg.

Sergeant Berry, der an der nächsten Straßenecke wohnte, stieg dort zu. Er trug seine Uniform und seine Mütze.

Schweigend fuhren die Männer zu dem privaten Hospital, das rund sechs Meilen in nördlicher Richtung lag.

Auf einem bewaldeten Hügel, hinter Bäumen und Strauchwerk versteckt, lag das dreistöckige, langgestreckte Gebäude, dem sich kleinere Wirtschaftsgebäude anschlossen.

Die Straße schlängelte sich den Hügel hoch und mündete vor einer großen Toreinfahrt, die nicht verschlossen war.

Vor dem Eingang brannte eine Lampe, an der Pforte des Hospitals ebenfalls. Hinter einigen Fenstern im Parterre und in der zweiten Etage brannte anheimelndes Licht.

Flic benutzte den breiten, asphaltierten Parkweg und fuhr direkt vor den verglasten Eingang. Der Korridor dahinter wirkte wie ein beleuchteter Tunnel.

Flic und sein Begleiter betraten das Hospital.

Aus dem Schwesternzimmer kam ihnen Schwester Mary entgegen.

*

»Nanu, meine Herren?« fragte sie verwundert.

»Was veranlaßt Sie denn zu so später Stunde, uns hier einen Besuch abzustatten?«

Sie kannte Sheriff Flic und den Sergeanten. Beide begrüßten die aschblonde Frau mit freundlichem Handschlag.

»Irgend etwas Besonderes, Schwester?« fragte John Flic direkt, sich interessiert auf dem Gang umblickend. Alles war ruhig und sauber. Es roch nach Desinfektionsmitteln und anderen undefinierbaren Chemikalien. Einmal kam es ihm so vor, als ob er eindeutig einen scharfen Schwefelgeruch wahrnehme.

Doch im nächsten Moment schon dachte er nicht mehr daran.

Schwester Mary sah ihn verwundert an. »Etwas Besonderes?« fragte sie sichtlich überrascht. »Was sollte es hier Besonderes geben, Sheriff?«

Ihre freundlich blickenden blauen Augen begegneten dem Blick des Gesetzhüters.

Der zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Wir haben da einen Telefonanruf erhalten.« Er ging näher darauf ein. »Hörte sich geradeso an, als ob jemand in allerhöchster Not noch zum Telefon geflüchtet sei, um uns zu informieren.«

Marys Augen wurden schmal. »Und der Anruf ist von hier gekommen?«

»Offensichtlich. Wir sollten ins Hospital kommen. Und da es im Umkreis von zwanzig Meilen kein anderes Krankenhaus gibt, ist es verständlich, daß wir hierher gekommen sind.«

Die Krankenschwester konnte nur den Kopf schütteln. Man sah ihr an, daß der späte Besuch offenbar völlig fehl am Platz war.

»Da scheint sich einer einen dummen Scherz erlaubt zu haben«, warf Berry ein. Er kratzte sich in seinem Stiernacken.

»Sieht fast so aus, ja. Aber die Stimme…«, murrte Flic. »Der Mensch, der sprach, hatte Angst, Todesangst! Das klang nicht verstellt, das war echt, Berry. So etwas merkt man einfach…«

»Dann ist's womöglich doch woanders hergekommen. Vielleicht eine falsche Verbindung… der Ruf sollte ein anderes Sheriff's Office erreichen.«

»Möglich. Aber vielleicht ist hier doch etwas passiert, was nicht mal unserer hübschen Nachtschwester aufgefallen ist.«

Mary blickte John Flic groß an. »Es entgeht mir nichts, was auf meiner Station geschieht, Sheriff«, reagierte sie erstaunlich scharf, als müsse sie einen Angriff auf ihre Person abwehren.

Flic begriff sofort. »So war das nicht gemeint«, lenkte er ein.

»Ich habe es aber so aufgefaßt, Sheriff. Wenn hier jemand in Not

ist, dann drückt er auf die Klingel, aber er rennt nicht zum Telefon und schreit um Hilfe.«

»Das wäre der normale Weg, Schwester. Aber Sie haben einen Patienten im Haus, dem nicht nur das Interesse der Ärzte gilt, sondern auch des Sheriffs. Ich spreche von Garry Brown. Das Erlebnis, das er gehabt hat, beschäftigt uns alle. Es ist nicht alltäglich, und so müssen wir immer noch damit rechnen, daß wir einige Überraschungen erleben, die wir uns jetzt nicht ausmalen können. Wenn Brown tatsächlich einen Zusammenstoß mit einem Außerirdischen hatte – und alles spricht dafür, daß er so war – dann müssen wir mit allem Möglichen rechnen.«

»Womit zum Beispiel, Sheriff?«

»Das eben weiß ich nicht. Und da niemand es von uns weiß, ist es besser, jeder ungewöhnlichen Erscheinung oder Reaktion nachzugehen. Fangen wir also am besten bei Brown an, Schwester.«

»War er es, der angerufen hat?«

»Nein, es war eine Frauenstimme.«

Schwester Mary führte sie zum Zimmer, das direkt neben der Wachstation lag. Sie öffnete die Tür.

Garry Brown lag in seinen Kissen, atmete tief und ruhig und wurde auch nicht wach, als Flic und Sergeant Berry neben seinem Bett standen.

Einige Zimmertüren weiter, wo der Korridor einen Knick machte, lagen die Räume, in denen mehrere kranke Frauen auf dieser Etage untergebracht waren.

Flic erfüllte seine Pflicht und warf auch in den einen oder anderen Raum einen Blick.

In einem Zimmer standen zwei Betten leer.

Flic war erstaunt. »Ich denke, ihr seid total überbelegt«, wunderte er sich.

»Das sind wir auch. Aber für Notfälle müssen wir schließlich einige Restbetten zur Verfügung haben.«

Das leuchtete ihm ein.

Er ging auch eine Etage höher und suchte schließlich Schwester Judith im zweiten und dritten Stock auf. Auch sie hatte nichts Besonderes wahrgenommen. Hier im Hospital war alles in bester Ordnung. Dies war dem Sheriff und dem Sergeant auch von einigen Patienten bestätigt worden, die sie befragten.

Unten im Korridor angekommen, blieb Flic kurz stehen und zündete sich eine Zigarre an.

»Dann war's wohl doch blinder Alarm«, knurrte er. »Aber nachsehen mußten wir, das müssen Sie verstehen.«

Die Schwestern Mary und Judith die mit heruntergekommen waren, nickten.

»Besser, unser Sheriff fährt einen Einsatz zuviel als einen zu wenig«, meinte die dunkelhaarige, aparte Judith, und der Junggeselle Flic sagte sich im stillen, ob er seinen Hausarzt nicht doch dazu überreden konnte, ihn für ein paar Tage zur Beobachtung hier einzuweisen. Seit Monaten schon litt er unter nervösen Magenbeschwerden. Er sah ein Krankenhaus lieber von außen als von innen, aber wenn schon ein Aufenthalt sein mußte, dann unter Bedingungen, die er sich selbst aussuchen konnte.

Sie gingen den unteren Korridor entlang. Dabei kamen sie auch an der Tür des kleinen Aufenthaltsraumes vorbei.

»Darf ich da auch mal einen Blick reinwerfen?« fragte Flic, einer plötzlichen Eingebung folgend.

Schwester Mary lachte. »Er ist immer noch nicht ganz überzeugt. – Selbstverständlich, Sheriff! Dann können Sie wenigstens mit gutem Gewissen in Ihrem Protokoll vermerken, daß Sie sich tatsächlich vom Zustand jedes Zimmers überzeugt haben. Vielleicht wollen Sie auch unseren Keller sehen? Allerdings gibt es dort unten kein Telefon, von dem aus man nach draußen anrufen kann.«

Flies Hand lag schon auf der Türklinke. »Ich muß mich schon davon überzeugen, bitte verstehen Sie das… Sie haben recht, dann kann ich wirklich mit ruhigem Gewissen schreiben, daß ich mich vom Zustand jedes Zimmers überzeugt habe. Und das erscheint mir auch wichtig. Die Anruferin rief mich in Todesangst an. Gerade, als sie mich erreichte, vernahm ich starke Hintergrundgeräusche, als ob Fenster eingeschlagen würden.«

Judith lachte leise. Um ihre sinnlich geschwungenen Lippen zuckte es. Sie sah so verführerisch aus, daß Flic sie am liebsten geküßt hätte. »Entschuldigen Sie, daß ich lache, Sheriff! Aber wenn man uns hier im Hospital die Fenster eingeschlagen hätte, würden wir uns sicher ganz schnell an Sie gewandt haben.«

Flic öffnete die Tür halb.

Links war eine gemütliche Sitzgruppe, davor ein runder Tisch. Zwei große Fenster – genau dem Eingang gegenüber. Rechts eine Vitrine, daneben ein Sessel, eine Stehlampe mit einem auffallend großen Schirm, ein fahrbares Bücherregal, ein kleiner Tisch mit Telefon darauf.

Rechts neben dem Fenster stand eine große, massive Bodenvase, die weit über die marmorne Fensterbank ragte.

Vase und Fenster waren unversehrt.

Doch darüber machte sich Flic keine Gedanken. Er nahm diese Bilder als ganz selbstverständlich hin.

*

Unzufrieden steuerte Flic den Wagen die dunkle, kurvenreiche Strecke zurück.

»Wohl nicht überzeugt, was?« gähnte der Sergeant an seiner Seite. »Das Ganze war ein Witz, John! Während wir hier uns die Nacht um die Ohren schlagen und dabei unnötige Steuergroschen vergeuden, sitzt irgendwo jemand und lacht sich ins Fäustchen. Irgend so ein verrücktes Huhn, das meint, daß wir zu wenig zu tun haben! Vielleicht steht das Mädchen irgendwo hinter den Bäumen und überzeugt sich auch noch davon, daß wir ihr wirklich auf den Leim gegangen sind.«

»Es war kein Witz, Berry! Mir geht die Stimme nicht aus dem Kopf und…«

Abrupt brach er ab.

Die Straße bog nach rechts ab. Wie überdimensionale Geisterfinger glitten die Scheinwerferstrahlen über das Gebüsch und die Baumreihen.

Und für den Bruchteil eines Augenblicks sahen es beide.

Eine schattengleiche Gestalt sprang hinter einen Baum, um sich dort zu verbergen!

*

»Verdammt!« entfuhr es Flic, und er stieg auf die Bremse. »Ein Weiberrock!«

Er starrte Berry an. Dessen Blick bestätigte ihm, daß er keine Gespenster gesehen hatte.

Zwanzig Meter weiter kam der Chrysler am Straßenrand zum Stehen. Die beiden Männer sprangen aus dem Fahrzeug. Sergeant Berry und der Sheriff zogen ihre Waffen und liefen zu der Stelle zurück, wo sie die Bewegung registriert hatten.

»Sie muß noch hier in der Nähe sein«, sagte Berry irritiert.

Die beiden Männer blieben stehen und lauschten. Totenstille… Jedes Geräusch hier im Wald hätte jetzt wie ein Pistolenschuß gewirkt.

Flic trat zwei schnelle Schritte nach vorn, griff zu und hielt jemand am Arm, den er langsam nach vorn zog.

»Lucy?!« entfuhr es ihm.

Lucy Sherman verbarg sich hinter dem Stamm einer alten Buche.

*

John Flic konnte seine Überraschung schlecht verbergen. »Was machen Sie denn hier?«

»Das gleiche könnte ich Sie fragen, Sheriff.« Lucy Sherman trat

verunglückt lächelnd vollends hinter dem Baum vor.

»Die Polizei ist immer in Dienst.«

»Die Presse auch!«

»Ah! Dann muß ich wohl annehmen, daß Sie etwas entdeckt haben, was Sie veranlaßt, sich hier so spät herumzutreiben!«

»Ich wollte zum Hospital. Das ist alles. Als ich den Wagen die Straße herabkommen sah, habe ich mich schnell versteckt. Ich wollte nicht, daß mich jemand sah.«

»Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie zu Fuß von Valley Forest hierher…«

»Nein, natürlich nicht, Sheriff! Meinen Wagen habe ich rund hundert Meter weiter unten in eine Waldschneise gefahren und hinter dem Buschwerk abgestellt. Und jetzt hatte ich vor, einen kleinen Spaziergang zu machen. Dabei hätte ich auch einen Abstecher ins Hospital gemacht.«

Die hübsche, rothaarige Frau lächelte.

Flic blieb ernst. »Sagen Sie uns die Wahrheit, Lucy! Was veranlaßt Sie wirklich hierherzukommen?«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, Sheriff…«

»Lucy! Reden Sie keinen Unfug! Wir kommen von oben, weil man uns hierhergelockt hat.« Er berichtete von dem mysteriösen Telefonat und ließ dabei sein hübsches Gegenüber keine Sekunde lang aus den Augen. »Wissen Sie vielleicht zufällig davon, Lucy. Haben Sie möglicherweise auch einen Telefonanruf bekommen?«

Lucy Sherman sah, daß es dem Sheriff ernst war. »Nein! Und es wäre sicher gut, wenn Sie mich nicht damit in Verbindung bringen würden, Sheriff. Aber auch bei mir geht es um ein Telefonat.«

»Sie haben also auch…«

»Nein. Ich habe selbst telefoniert. Zum Hospital. Ich hatte Garry versprochen, regelmäßig anzurufen. Er machte sich Sorgen um seinen Zustand und war überzeugt davon, daß irgend etwas nicht mit ihm stimmte, daß er sich verändert hatte. Manchmal – so glaubte er – war es ihm, als ob er gar nicht mehr auf der Erde weile, als ob sein Geist entführt würde und er sein Menschendasein nur träume. Ich nehme an, daß er ähnliche Gedanken Doc Herold gegenüber geäußert hat. Ich wollte mit Garry den Kontakt aufrechterhalten. Und so habe ich ihn angerufen. Aber er hat sich nicht gemeldet.«

»Er schläft tief und fest. Er steht unter Medikamenteneinwirkung.«

»Das ist mir bekannt.«

»Also – konnte er sich nicht melden.«

»Aber die Nachtschwester hätte es tun können.«

»Hat sie es denn nicht getan?«

»Nein.«

»Dann wird sie es wohl nicht gehört haben. Vielleicht war sie

gerade in einem anderen Zimmer oder einer anderen Etage.«

»Möglich! Aber Sie wissen selbst, daß der Hauptapparat auch die Zusatzglocken auf den Korridoren klingeln läßt. Ich habe dreimal hintereinander angerufen.«

»Und niemand hat abgenommen?«

»Nein.«

»Und in welchen Abständen haben Sie angerufen, Lucy?«

»Dreimal in zehn Minuten. Demnach war allein von mir in diesen zehn Minuten die Leitung ständig besetzt. In dieser Zeit hätte sich jemand melden müssen.«

»Normalerweise ja, wenn man bedenkt, daß ein Arzt der Anrufer sein könnte oder ein Patient, der Hilfe alarmieren möchte.«

»Eben, Sheriff. Und das machte mich stutzig. Da bin ich schließlich losgefahren, um selbst mal nach dem Rechten zu sehen. Schließlich konnte etwas passiert sein. Niemand von uns weiß schließlich, was Garry Brown wirklich erlebt hat. Er scheint es selbst nicht mal zu wissen. Und darin liegt eine Gefahr. Für ihn – wie möglicherweise für uns.«

Sie mußte sich über das Erlebnis doch sehr viele Gedanken gemacht haben.

»Sie glauben an eine Invasion aus dem Weltall? Das wäre doch zu phantastisch!«

»In unserer Welt ist nichts phantastisch, Sheriff. Sie steckt voller Geheimnisse, die wir nicht kennen.«

Auf John Flic hatten Lucy Shermans Worte eine eigenartige Wirkung. »Aha, ich verstehe. Und nun wollen Sie also im Hospital nachsehen, ob grüne Marsmenschen sich in Mister Browns Zimmer versteckt haben und ihm den Mund zuhalten.« Er grinste.

»Das habe ich zwar damit nicht sagen wollen, aber wer weiß, vielleicht ist im übertragenen Sinn genau das passiert. Garry soll keine Möglichkeit haben, über das zu sprechen, was ihn bewegt oder was er fühlt.«

»Und die Nachtschwestern sind eingeweiht?«

»Ich weiß es nicht.«

Flic seufzte und kratzte sich im Nacken. »Ihr Zeitungsleute habt eine blühende Phantasie. Nun ja, damit verdient ihr eure Brötchen. Sergeant Berry und ich kommen gerade aus dem Hospital. Garry Brown ist nicht von kleinen grünen Männern gefesselt und die Schwestern waren auch noch recht menschlich, finden Sie nicht auch, Berry.«

Der Sergeant grinste. »Doch, ganz meine Meinung, Sheriff.«

»Haben Sie sich nicht mal überlegt, ob Sie sich nicht vielleicht verwählt haben, Lucy?«

»Nein, Sheriff, daran habe ich nicht gedacht. Dreimal die falsche

Nummer anwählen? So etwas passiert mir nicht. Ich habe sehr sorgfältig darauf geachtet, die richtige Nummer zu wählen. Das können Sie mir glauben.«

»Na, dann machen Sie mal Ihren Spaziergang. Und später, Lucy, können Sie mich ja mal anrufen, falls Sie durchkommen!«

Lachend stiegen die beiden Männer ins Auto und fuhren davon.

Lucy Sherman blickte dem Chrysler nach, wie er um die Kurve verschwand. Die Scheinwerfer erhellten noch eine Weile die Nacht und schimmerten durch das Blattwerk der Bäume.

Dann war Lucy Sherman wieder allein mit sich und der Nacht und ihren Gedanken und lief langsam die schmale, bergauf führende Straße zum Hospital.

*

Sie glaubten sich mitten im Wald. Hier in dieser dünn besiedelten Gegend hatte die Natur noch die Oberhand.

Sheriff Flic und Sergeant Berry plauderten munter miteinander.

Sie waren rund fünf Meilen gefahren, als das hügelige Gelände in eine sanfte, saftige Ebene überging.

Die alten Bäume reihten sich dicht an dicht, die hohen, belaubten Wipfel berührten sich, so daß das Sternenlicht von ihnen abgefangen wurde und die Wälder von undurchdringlicher Schwärze erfüllt waren.

Einmal glühte es kurz in der Dunkelheit vor ihnen auf. Sowohl Flic als auch Berry glaubten, daß irgendein Glas oder ein metallischer Gegenstand oder ganz und gar die Aluminiumfolie aus einer Schokoladentafel das Scheinwerferlicht reflektierte.

Aber dem war nicht so…

In der Dunkelheit bewegte sich ein Licht, als der Chrysler an der Stelle vorbei war.

Das Licht sickerte aus einer Gestalt, die menschliche Formen hatte, eine Gestalt, die Sheriff Flic sofort wiedererkannt hätte.

Der lichtaussehende Mann war niemand anders als Garry Brown.

*

Das entging ihnen. Dafür entdeckten sie etwas anderes.

Ein großer, heller Fleck waberte pulsierend wie geheimnisvoll leuchtender Nebel zwischen den Bäumen.

»Was ist denn das?« wunderte Flic sich. Er bremste sofort und steuerte den Wagen an den Fahrbahnrand. »Nebel – so hell?«

»Da ist kein Nebel, Sheriff.« Berry starrte angestrengt durch die Scheibe. »Das ist ein Lichtberg, Sheriff. Groß und rund…«

Die beiden Männer sahen sich an.

Flic sprach das aus, was in diesen Sekunden auch in Berrys Kopf vorging: »Ein UFO, Berry!«

Der Sergeant zuckte zusammen und wurde kreideweiß. »Dann lassen Sie uns fahren, Sheriff.«

»Genau das Gegenteil werde ich tun, Berry. Ich will endlich wissen, was an diesen Dingen dran ist. Die kleine Lucy scheint gar nicht mal so falsch gelegen zu haben mit ihrer Meinung. Ich glaube, ich muß mich bei ihr entschuldigen.«

Flic öffnete die Tür. »Sheriff… Sie wollen tatsächlich…«

»Ja. Ich möchte die grünen Männer vom Mars sehen. Vielleicht sind sie nicht mal grün. Haben Sie nicht in der Zeitung letzte Woche gelesen, daß in der Mojave-Wüste in Kalifornien ein UFO abgestürzt sein soll, bei dem die gesamte außerirdische Besatzung halb tot geborgen werden konnte? Das Gerücht hält sich hartnäckig. Die Außerirdischen sollen von einem Spezialkommando nach Alabama gebracht und in Tiefkühlanlagen aufbewahrt worden sein. Das Pentagon schweigt über die Hinweise, die durchgesickert sind, wonach die Leichen erst dann fotografiert und die Fotos der Öffentlichkeit gezeigt werden dürfen, wenn die Psychologen wissen, welche Auswirkungen das auf unser normales Verhalten und Leben haben wird…«

Flic erhob stich und nestelte die Dienstwaffe aus der Halfter. »Und wenn uns die Burschen komisch kommen, brennen wir ihnen ein Loch in den grünen Pelz. Aber ich glaube nicht, daß es so weit kommt, bisher gingen solche Begegnungen immer friedlich über die Bühne. Vielleicht ist unseren Marsfreunden auch nur das Benzin ausgegangen und sie müssen hier irgendwo auftanken«, flachste er. Aber selbst damit konnte er die Stimmung des Sergeants nicht verbessern. Berry hatte Angst, und er machte daraus keinen Hehl.

Den Motor ließ Flic laufen. Die Scheinwerfer des Chrysler ließ er brennen.

Wortlos stapfte Berry hinter dem entschlossenen Sheriff von Valley Forest her. Sie überquerten die Straße und näherten sich der schimmernden, kuppelartigen Erhebung, die einen Großteil des bewaldeten Tales einnahm…

*

Sie stand am Tor, lief gedruckt an der Mauer entlang und mied das Licht.

Lucy Sherman benutzte den dunklen Park, um zum Hauptgebäude zu gelangen. Sie schlich am Gemäuer entlang und lief an den dunklen Fenstern im Parterre vorüber. Es war nicht ihr erster Besuch im

Hospital. Erst gestern war sie hier gewesen und hatte eine Stunde mit Garry Brown gesprochen. Sie wußte, in welchem Zimmer er lag.

Sie lief zum betreffenden Fenster, vergewisserte sich, daß niemand sie sehen konnte und warf einen Blick in den dunklen Raum.

Das Krankenbett stand unweit des Fensters. Sie konnte es deutlich sehen. Niemand lag darin.

Flic hatte sie angelogen – oder hatte in der Tat einen schlafenden Garry Brown gesehen!

Lucy atmete tief durch. Ihr ganzer Körper war angespannt, und sie vermochte der inneren Unruhe, die von ihr Besitz ergriff, kaum Herr zu werden.

Hier ging doch etwas vor, was niemand recht begriff!

Auch Flic und Sergeant Berry waren getäuscht worden.

Noch während ruhelose Gedanken ihren Kopf erfüllten, geschah etwas…

Sämtliche Lichter im Hospital erloschen.

Leer und düster starrten die dunklen Fenster sie an. Wie erloschene Augen.

Und mit der Dunkelheit kamen die Geräusche. Seltsame Geräusche, fremde, grauenvolle Laute. Ein merkwürdiger, ferner Singsang drang aus dem Innern des Gebäudes, als ob eine teuflische Messe abgehalten würde.

Lucy Sherman hielt den Atem an.

Sie schlich am Haus entlang und näherte sich der Hintertür, wo die Geräusche am stärksten auftraten.

Ein monotoner Singsang erfüllte hallend die endlosen Korridore und düsteren Zimmer, rhythmisches Stampfen und Klatschen mischte sich darunter, wilde Aufschreie zerrissen die Monotonie der Laute. Die Stimmen wurden lauter, die Worte, die sie gemeinsam sprachen, ließen der Lauschenden einen Schauer nach dem anderen über den Rücken laufen.

Sie verstand kein Wort, keine Silbe von dem, aber die scheußlichen Laute trafen sie bis in ihr Innerstes.

»Ylogg chak nnnnnttek aiiiiiee, Molochos! Molochos!«

Welch schreckliches Wesen wurde dort gerufen?

Was ging hinter diesen Mauern vor?

Das Klatschen nackter Füße näherte sich der Tür.

Lucy Sherman erkannte es fast zu spät. Sie warf sich wie von einer unsichtbaren Hand gepackt herum und lief auf das flache Wirtschaftsgebäude zu, das im rechten Winkel zum Hospital stand. Dort war ein Turm aus Kisten aufgerichtet, in denen leere Limonaden- und Cola-Flaschen standen.

Geduckt bezog sie dort Stellung, um zu sehen, wer oder was da aus dem Hospital kam.

Die Tür öffnete sich leise knarrend.

Eine Frau löste sich aus dem Schatten. Es war eine Schwester. Ihr Gesicht schimmerte unnatürlich weiß, als wäre es von innen angestrahlt. Die Augen glühten wie Kohlen, das Haar hing zerzaust in ihrer Stirn.

Diese Frau, die aussah, als wäre sie aus einer Irrenanstalt entwichen, war Schwester Mary.

Sie verließ mit seltsam taumelndem Gang das Hospital, stieß unartikulierte, grauenvolle Laute aus, riß die Arme gen Himmel und starrte in das Nichts, als beschwöre sie alle Geister des Universums.

Sie war nicht die einzige, die sich so seltsam verändert, so grotesk und erschreckend verhielt.

Die nachfolgten, waren genauso.

Patienten und Patientinnen des Hospitals in ihren Pyjamas und langen Nachthemden liefen hinter der Anführerin her.

Auch ihre Leiber glühten geisterhaft, und der gespenstische Zug wankte an der entsetzten und atemlos lauschenden jungen Reporterin vorüber.

Ein endloser Zug, wie es schien. Keiner war ausgenommen. Keiner nahm Rücksicht auf seine Operationswunden. Einige Frischoperierte befanden sich darunter. Deutlich war ihnen die Schwäche anzusehen. Sie konnten sich kaum auf den Beinen halten, doch sie brachen nicht zusammen und folgten dem geheimnisvollen, übermächtigen Geist, der von ihnen Besitz ergriffen hatte.

Eine Frau aus Valley Forest taumelte an dem Kistenstoß vorbei. Wenn Lucy die Hand nach ihr ausstreckte, hätte sie sie berühren können.

»Oh, mein Gott!« schrien die Gedanken Lucy Shermans, und sie mußte die Hand gegen den Mund pressen, um nicht laut herauszuschreien und die Unglücklichen auf ihre Lage aufmerksam zu machen.

Linda! Die junge Frau war Linda Borell aus Valley Forest! Sie hatte gestern ein Kind geboren. Die Ärzte mußten einen Kaiserschnitt vornehmen. Linda Borell schwebte in Lebensgefahr – und sie erhöhte diese Gefahr, indem sie schwach und fieberheiß an dem Geisterzug in den Park teilnahm.

Da konnte Lucy nicht mehr an sich halten.

»Linda!« stieß sie leise und tonlos hervor. »Linda, können Sie mich hören?«

Alles an ihr war gespannt. Lucy Sherman war bereit, aufzuspringen und zu fliehen, wenn der geringste Anlaß gegeben war, der für sie eine Bedrohung darstellte.

Linda Borell knurrte und fauchte wie ein Tier. Sie hatte den Zuruf überhaupt nicht vernommen. Wie in Trance taumelte sie weiter. Und

sie mußte dabei entsetzliche Schmerzen haben, denn sie hielt beide Hände auf ihren vernähten und mit Binden umwickelten Leib.

Gelähmt vor Angst und Schrecken harrte Lucy Sherman in ihrem Versteck aus.

Es kam noch schlimmer.

Zwei Männer trugen eine Leiche, deren Gesicht blau angelaufen war, die Kratz- und Bißwunden aufwies. Der Körper dieser Frau war nicht von dem weißen, kalten Strahlen erfüllt. Die Tote wurde im Zug mitgenommen, und es gab eine zweite Leiche.

»Peggy!« entrann es Lucy Sherman tonlos.

Das Grauen schnürte ihr die Kehle zu und griff wie eine Krallenhand in ihr Herz.

Peggys Kopf und Gesicht waren blutverkrustet. Irgend jemand schien einen harten Gegenstand auf ihren Kopf geschmettert zu haben.

Peggys Augen waren weit geöffnet, ihr Nachtgewand hing zerfetzt am Körper. Auch ihre Haut wies tiefe Kratzwunden auf und – ein tiefes Loch unterhalb des Herzens, als ob sie in ein Schwert gelaufen wäre.

Alle Patienten waren auf den Beinen und verschwanden im Park, singend und schreiend, seltsame Bewegungen mit den Händen ausführend. Diese Bewegungen stimmten präzise bei allen überein, wie wenn ein unsichtbarer Puppenspieler gleichzeitig Fäden zog.

Und mehr als geistlose Marionetten stellten diese Menschen nicht mehr dar! Sie waren zu Figuren in einem grausamen, unerklärlichen Spiel geworden.

Die verwüsteten, flachen Gesichter… den leeren Ausdruck in den Augen dieser Menschen… das alles hatte sie schon mal gesehen.

Es lief ihr siedendheiß über den Rücken.

Der Zustand Garry Browns – kurz nach dem Zusammenstoß mit dem ›Licht‹! Da hatte er dummes Zeug gefaselt und machte einen abwesenden, geistesgestörten Eindruck.

Garry Brown!

Ihn vermißte sie hier in diesem Zug der Gespenster.

*

Sie waren im Park verschwunden. Die schauerlichen Laute drangen unheimlich durch die Nacht und gingen ihr unter die Haut.

Lucy überlegte, ob sie es riskieren sollte, jetzt in das offenbar leere Hospital zu gehen, um festzustellen, ob Garry Brown dort zurückgeblieben war und vor allen Dingen wie er zurückgeblieben war!

Für sie gab es keinen Zweifel, daß Garry Brown mit diesen Vorfällen in Verbindung stand.

Browns Kontakt mit dem rätselhaften Licht aus dem All hatte einen Erinnerungsverlust und eine geistige Störung bei ihm ausgelöst.

›Flammenzungen – intelligentes Licht – ein ferner Planet, auf dem das Feuer regiert…‹ So und ähnlich hatte er sich im Zustand geistiger Umnachtung geäußert.

Andere Menschen waren mit ihm in Kontakt gekommen. Der Wahnsinn – war ansteckend!

Der Gedanke daran erfüllte sie mit Grauen.

Dann war auch sie gefährdet! Sie hatte Kontakt zu Brown gehabt, aber bis zur Stunde war ihr nicht bewußt, daß sie sich ungewöhnlich benommen hätte.

Aber auch Brown ahnte ja nichts davon!

Um Lucy Shermans Lippen zuckte es. Langsam schraubte sie sich in die Höhe und lauschte in sich hinein, ob sie sich irgendwie veränderte, ob ihre Stimmung umschwang…

Nein! Sie fühlte sich bis auf ihre Angst und Ungewißheit so wie immer.

Und sie war trotz der gespenstischen Ereignisse voller Wissensdrang und wollte herausfinden, was hier gespielt wurde.

Sie warf einen kurzen Blick auf die weit offen stehende Tür. Die Dunkelheit und die Ruhe in den Fluren und Räumen des Hospitals zogen sie beinahe magnetisch an.

Aber sie gab diesem Drang nicht nach. Sie wollte erst etwas anderes wissen: Wohin begab sich der schauerliche Zug und was geschah mit den beiden Leichen?

Sie wartete, bis die letzte gespenstische leuchtende Gestalt zwischen den Parkbäumen verschwunden war und folgte dann. Die Dunkelheit ringsum war ihr bester Schutz, und im Schutz dieser Dunkelheit verfolgte sie den Zug, der sich auf einem freien Platz zwischen den Bäumen sammelte, wo zwei große Reisig- und Holzhaufen aufgeschichtet worden waren.

Scheiterhaufen!

Demnach waren hier schon Vorbereitungen getroffen worden, von denen auch Sheriff Flic offenbar nicht das geringste ahnte.

Lucy Sherman huschte von einem Baum zum anderen, blieb hinter einem im tiefen Schatten liegenden Stamm stehen und beobachtete die weiteren Ereignisse.

Die Irren tanzten mit grotesken Bewegungen um die beiden Scheiterhaufen, die schließlich unter großem Geschrei und unartikuliertem Gekrächze in Brand gesteckt wurden.

Das trockene Holz stand sofort in hellen Flammen. Knisternd und prasselnd fraß sich das Feuer in die beiden Scheiterhaufen und erfaßte die Leichen. Die dünnen, zerrissenen Nachthemden der beiden toten Frauen verglühten wie Motten in einer offenen Flamme. Dann hüllte

prasselndes Feuer die Körper ein.

Im flackernden Widerschein tanzten die Leute aus dem Hospital ihren dämonischen Tanz, stießen gleiche Laute und Schreie aus, und der Name ›Molochos‹ kam immer wieder kraftvoll über ihre Lippen.

Dabei machte Lucy plötzlich eine unheimliche Feststellung.

Je länger die geistig Umnachteten tanzten, je länger sie ihre unheimlichen, unverständlichen Beschwörungen ausstießen und diesen teuflischen Hexensabbat feierten, desto präziser stimmten ihre Bewegungen überein, desto ähnlicher wurden sich die Stimmen, so daß es sich anhörte, als ob ein Schrei aus ihren Mündern käme, eine Stimme aus ihnen redete!

Die Scheiterhaufen brannten lichterloh. Die Gesichter der Tänzerinnen und Tänzer glühten.

Da löste sich Linda Borell aus dem Kreis, lief auf die offenen Flammen zu – und warf sich mitten hinein!

Ihr Todesschrei hallte schaurig durch die unheimliche Nacht. Und in den verwehenden Schrei mischte sich der, der unbeabsichtigt aus Lucy Shermans Kehle brach: »L-i-n-d-a…!«

*

Die Reise war ohne Zwischenfälle verlaufen.

In New York verabschiedete Simon K. Bulter sich von seinem Anwalt und betrat eine Telefonzelle. Dort hielt er sich drei Minuten auf, sprach selbst mit seinem unbekannten Gesprächsteilnehmer nur sehr wenig und hörte hauptsächlich zu. Das Gespräch veranlaßte ihn offensichtlich, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben und sich zum PanAm-Schalter zu begeben.

Schon zu diesem Zeitpunkt hatte Björn Hellmark das dumpfe Gefühl, daß etwas vorging, was ursprünglich nicht eingeplant war.

Simon K. Bulter suchte nicht seinen Konzern auf, um Bericht zu erstatten, er löste ein neues Ticket und flog nach Richmond in Carolina. Hellmark blieb ihm auf den Fersen.

In Richmond ereignete sich dann etwas, was Björn einen handfesten Beweis dafür lieferte, daß Bulter offenbar über seinen Verfolger unterrichtet war.

In Richmond angekommen, suchte Bulter den Waschraum eines kleinen Hotels auf, in dem er einen Drink zu sich nahm. Bulter kam aus dem Waschraum zurück und nahm seinen Platz am Tisch wieder ein.

Daß ein zweiter Bulter drei Minuten später den Waschraum verließ, fiel niemand weiter auf – nur dem aufmerksamen Hellmark.

Das Spiel war durchschaut.

Hellmark wurde herausgefordert. Und er nahm die

Herausforderung an.

Der zweite Bulter verließ das Hotel, stieg in ein Taxi und kehrte zum Flughafen zurück. Dort löste er ein Flugticket und nahm die nächste Maschine nach New York. Es wäre Björn ein Leichtes gewesen herauszufinden, wer nun der echte Bulter war: der, der im Hotel saß oder der, der nach New York York zurückflog. Ein Griff zur Dämonenmaske hätte diese Frage gleich geklärt. Aber das hätte Aufmerksamkeit erregt, und das wollte Hellmark vorerst vermeiden.

So kam es, daß er mit seinem Originalkörper in Richmond blieb und dem einen Bulter auf die Finger sah und seinen Zweitkörper, Macabros, aktivierte, mit dem er in New York auftauchte, als die Maschine mit dem zweiten Bulter an Bord gerade zur Landung ansetzte.

Was bis jetzt geschehen war, bewies, daß Simon K. Bulter nicht der Mann war, für den ihn die Öffentlichkeit hielt. Er war zu dämonischen Aktivitäten fähig. Die Wahrscheinlichkeit, daß er ein Bote und Helfershelfer der finsteren Mächte war, wurde immer größer. Und damit wuchs gleichzeitig auch die Chance, das rückgängig zu machen, was scheinbar durch wirtschaftliche Aktionen von Strohmännern schon vor langer Zeit begonnen und mit dem Eigentumswechsel der Hellmark'schen Pharma-Werke bis jetzt seinen Höhepunkt gefunden hatte.

Wenn Björn Hellmark herausbekam, wie die Dinge sich in Wirklichkeit abgespielt hatten, konnte er etwas tun.

Mit dem Zug fuhr Simon K. Bulter nach Durham weiter. Diese größere Stadt lag nur zwanzig Kilometer von der kleinen verträumten Ortschaft Valley Forest entfernt.

Dort waren sie nun angekommen, und es schien die Reise auch für Bulter zu Ende zu sein. In dem einzigen Hotel des Ortes, dem ›Forest Place‹ mieteten sie sich ein.

Spätestens hier mußte Simon K. Bulter die ständige Nähe des blonden Deutschen auffallen. Doch er ging mit keinem Wort darauf ein.

Hellmark sorgte dafür, daß er das Zimmer neben Bulter bekam, und blickte den Amerikaner herausfordernd an, während er die Zimmertür aufschloß. Bulter gönnte ihm keinen Blick.

In seinem Zimmer verstaute Björn sein Gepäck kurzerhand im Schrank, ohne sich zunächst die Mühe des Auspackens zu machen.

Er warf sich aufs Bett und ließ die letzten vierundzwanzig Stunden vor seinem geistigen Auge Revue passieren.

Was führte Bulter im Schild? Weshalb war er hierher nach Valley Forest gekommen? Weshalb war in Richmond ein zweiter Bulter aufgetaucht? Björn sah die Dinge so, daß Molochos oder seine Schergen ihre Hände im Spiel hatten und ihn offensichtlich in eine

Falle locken wollten. Das war nichts Neues für ihn. Dieser Gefahr war er ständig ausgesetzt. Nur schien sich Molochos, der Herr der Dämonen, diesesmal etwas anderes ausgedacht zu haben. Ein starker Hellmark war jedesmal ein gefährlicher und aufmerksamer Hellmark. Ein geschwächter müßte demnach weniger aufmerksam sein. Setzte Molochos diesmal so die Schwerpunkte? In dem Moment, wo er von Hellmark verlangte, an zwei Orten gleichzeitig zu sein, provozierte er, daß Björn zusätzliche Energien mobilisieren mußte. Die Kraft, die er seinem Zweitkörper zufließen ließ, mußte er notgedrungen seinem Originalleib abzapfen.

Aus eigener Erfahrung wußte Hellmark, daß er diese Doppelbelastung stets nur über kurze Strecken durchstand.

Aber im Moment ging es gut. Er wußte durch Macabros, was in New York vor sich ging, und hier war er selbst am Ball.

Es war wenige Minuten vor Mitternacht, aber er war ausgeruht. Im Flugzeug hatte er mehrere Stunden geschlafen.

Es kam ihm die Idee, in Deutschland anzurufen und seinem Vater seine Vermutungen mitzuteilen, ihm Hoffnung zu machen, daß sich doch noch mal alles zum Guten wenden konnte, wenn er die wirklichen Drahtzieher entlarvte.

Aber dann unterließ er den Anruf. In Deutschland graute gerade der Morgen. Kurz vor sechs würde sein von Enttäuschungen und Aufregungen geplagter Alter Herr wohl noch in den Federn liegen. Nach den Ereignissen der letzten Tage brauchte er jede erdenkliche Ruhe, und Björn beschloß, den Anruf zu einem späteren Zeitpunkt nachzuholen.

Im Nebenzimmer rumorte es…

Die Schranktür knarrte, dann erfolgten Schritte. Bulter ließ sich offenbar schwer aufs Bett fallen. Drei Minuten herrschte völlige Stille. Dann wieder Schritte. Bulter verließ sein Zimmer.

Der Top-Manager aus New York, der mit den Mächten der Finsternis gemeinsame Sache machte und der Rasse, der er angehörte, damit einen Bärendienst erwies, weil er eigensüchtige Interessen in den Vordergrund schob, ging in die Hotelhalle, zündete sich eine Zigarette an und verließ den Raum.

Dem ›Forest Place‹ schloß sich eine gepflegte und umfangreiche Parkanlage an.

Dem großen Wald, in dem das Hotel eingebettet lag, verdankte es seinen passenden Namen. Einige tausend Quadratmeter Waldfläche schlossen sich dem Park an, in dem es Spazierwege, einen künstlich angelegten Bach, einen Seerosenteich und Bänke zum Verweilen gab.

Simon K. Bulter tauchte im Dunkeln unter. Björn blieb ihm auf den Fersen. Der Top-Manager blickte sich mehrmals um, blieb stehen und schien sich zu vergewissern, ob ihm der lästige Verfolger nicht wieder

auf den Fersen war.

Er entdeckte ihn nicht. Hellmark nutzte die dicht stehenden Bäume und die Dunkelheit des Parks geschickt als Schutz.

Als Bulter sicher war, keinen Beobachter zu haben, lief er schneller den in den Park führenden Weg entlang.

Zielstrebig eilte er vorwärts. Alles wies darauf hin, daß dieser Mann nicht zum ersten Mal hier im »Forest Place« übernachtete.

Wohin führte sein Weg ihn mitten in der Nacht?

Björn sollte es gleich herausfinden…

Bulter ging zum anderen Ende des Parks. Hier stieß er das schmale, schmiedeeiserne Tor auf, das das Grundstück von der natürlichen Umgebung abgrenzte. Dahinter begann finsterer, tiefschwarzer Wald.

Nur wenige hundert Schritte in der Dunkelheit lag ein alter, brackiger Tümpel zwischen verkrüppelten Eichen und Buchen. Die Bäume wirkten seltsam schwach und krank, als ob sie sich nie hätten richtig entwickeln können. Der Himmel über dem Tümpel schimmerte gespenstisch, und fahle Nebelschleier wogten über ihm.

Silbern und kalt wirkte der Mond, der von einer Sekunde zur anderen plötzlich auftauchte und den Tümpel mit seinem fahlen Licht überstrahlte.

Hellmark trat keinen Schritt weiter vor, um nicht in den silbernen Lichthof zu treten, der kreisförmig den alten Tümpel umgab.

Bulter lief direkt auf den Waldsee zu, dessen spiegelnde Oberfläche mit dem feuchten Gras und Laub abschloß. Man konnte meinen, daß hier zwischen den verkrüppelten Bäumen eine riesige Pfütze vorhanden war.

Simon K. Bulter sprang.

Das alte, faulig riechende, stehende Wasser geriet in heftige Bewegung. Die Oberfläche wellte sich, Laub- und Blattreste wurden auf die Seite gefegt, und Wasser spritzte auf.

Simon K. Bulter tauchte ein in den Tümpel.

Das Wasser glättete sich wieder.

Der Mann aus New York tauchte nicht wieder auf.

*

Wie vom Donner gerührt, blieben sie an der Stelle stehen, an der sich die Tänzer gerade befanden.

Die wilden Klänge, die aus geheimnisvollen Sphären herabgekommen waren und sich in die Gehirne der Veränderten gebohrt hatten, erstarben. Die schauerliche Musik aus dem Jenseits brach ab.

Es schien, als ob die gellende Stimme Lucy Shermans dem Spuk abrupt ein Ende bereitet hätte.

Aber der war gar nicht zu Ende.

Nun fing der grauenhafte Tanz für die junge Reporterin an.

Sie warfen ihre Köpfe herum. Augen wie glühende Kohlen waren auf Lucy gerichtet. In den verzerrten, irren Gesichtern stand der ganze Abscheu zu lesen, den sie alle für den Störenfried empfanden.

Und während der zuckende Körper der jungen Linda Borell ein Opfer der Flammen wurde, schoben sich die Schauergestalten von allen Seiten auf die wie gelähmt wirkende Lucy zu.

Gierig streckten sich die kalt leuchtenden Hände nach ihr aus.

Wie unter Zwang blieb die Reporterin stehen und konnte nur schreien. Unter Aufbietung aller Kräfte gelang es ihr schließlich, einen Schritt zurückzuweichen. Sie meinte, an ihren Beinen Bleigewichte zu bewegen.

Alles vor Lucys Augen begann zu kreisen.

Die Dunkelheit, die prasselnden Flammen, die sich in große, leckende Raubtierzungen auflösten, in schwirrende Funken, die faustgroße Insekten, Libellen und fliegenden Spinnen formten, mischten sich mit dem kalten, harten Licht, das aus den Poren der Wahnsinnigen sickerte.

Du darfst nicht mit diesem Licht in Berührung kommen, schrie es in ihren Gedanken. Wenn es geschieht – wirst du wie sie! Das Licht aus dem All… führt zum Irrsinn! Es wirkt ansteckend. Es ist wie eine schreckliche Seuche!

Sie wußte nicht, woher sie die Kraft nahm, um sich plötzlich herumzuwerfen.

Das Licht war ganz nahe, und sie spürte schon die schrecklichen Einflüsse, die es ausstrahlte.

Furchtbare Bilder entstanden vor ihren Augen. Mehrere der verrückten Insassen des Hospitals verschmolzen zu einem schleimigen, blubbernden Wesen, dessen Teleskopaugen hervorstachen. Die blutbesudelten Kugeln aus den Augenhöhlen hingen zitternd an dicken Muskelsträngen, die sich wie Schlangen bewegten.

Ein gesichtsloses Wesen, halb Mensch, halb Tier, das mit stinkendem, schleimigem Tang überwuchert war und einem alten Tümpel entstiegen schien, wälzte sich glucksend und schmatzend auf sie zu.

Ich werde wahnsinnig, fieberte es in ihrem Bewußtsein. Solche grauenhaften Bilder! Sie sind nicht wirklich, ich stelle mir das alles nur vor… es ist wie die kalte Hand des Irrsinns, die mein Hirn zusammenpreßt wie eine ausgetrocknete Zitrone.

Lucy Sherman konnte nicht mehr denken. Sie handelte ohne zu überlegen.

Sie lief, als ob ein Nachtmahr sie jage, als ob Furien sie verfolgten. Der sonst so stille, friedliche Park das Hospitalgeländes wurde zu

einem gespenstischen, widerlichen Höllenpfuhl.

Alles um sie herum schien zum Leben zu erwachen.

Wenn sie einen Zweig streifte, der ihr Kleid aufriß, schrie sie auf, weil sie meinte, Krallenfinger griffen nach ihr. Wenn sie unter einem tiefhängenden Ast durchschlüpfen mußte und das feuchte Blattwerk klatschte in ihr Gesicht, glaubte sie, das Tangwesen webe seine glitschigen Fäden um sie.

Sie war mit den Nerven völlig herunter.

Sie wußte nicht, wie sie dem Grauen noch Herr werden sollte. Lucy wagte es nicht, sich umzudrehen. Wie von Sinnen lief sie von dem Gelände hinaus auf die Straße und jagte den asphaltierten Weg nach unten.

Ihr Herz schlug rasend, ihre Lungen keuchten, ihre Bewegungen verkanteten, als hätte die junge Frau keine rechte Kontrolle mehr über ihre Glieder.

Ausgepumpt erreichte sie die Waldschneise und lief in die Dunkelheit. Dort hinter dem Buschwerk stand ihr Auto.

Lucy Sherman riß die Tür auf und warf sich hinter das Steuer.

Mit zitternden, feuchten Händen steckte sie den Zündschlüssel ins Schloß und startete. Der Wagen sprang sofort an. Die Redakteurin stieß zurück. Etwas zu heftig. Es krachte dumpf. Mit dem linken hinteren Kotflügel war sie gegen einen kleinen Baum gefahren. Die Plastikhülle der Rückleuchte platzte krachend und flog davon. Das Birnchen erlosch.

Nur nicht drum kümmern! Nicht erst nachsehen, was passiert war! Weg hier, war ihre Devise.

Sie gab Gas. Die Straße lag nur fünfzig Meter zurück. Bis sie diese fünfzig Meter hinter sich hatte, glaubte sie, würde eine Ewigkeit vergehen.

Die Straße nach unten war frei und dunkel. Sie mußte die Scheinwerfer einschalten. Ausgeleuchtet lag jetzt die nächtliche Straße vor ihr.

Gleich sah die Welt ganz anders aus.

Nach der ersten Meile saß Lucy noch immer so verspannt und verkrampft hinter dem Steuer, und ihr Atem wurde nur langsam ruhiger. Nach der zweiten Meile sah es schon anders aus. Sie saß leicht zurückgelehnt und fuhr nicht mehr so hastig und unüberlegt.

Nach der dritten Meile war sie sicher, daß sie es geschafft hatte und die grauenhaften Wesen, die sie nicht mehr als Menschen zu bezeichnen wagte, zurückgeblieben waren.

Vielleicht hatte sie auch alles nur geträumt… vielleicht war dies der Anfang des Wahnsinns, den auch Garry Brown voller Entsetzen an sich bemerkt hatte. Bei ihr traten die Symptome lediglich verspätet auf…

Nichts kam hinter ihr her. Die Nacht war still und friedlich.

Unter dem Eindruck dieses Friedens wurde auch Lucy Sherman ruhiger, und sie fand es mit einem Mal selbst erstaunlich, daß das grauenvolle Erleben sie nicht um den Verstand gebracht hatte, sondern daß sie nun in der Lage war, darüber nachzudenken.

Sie konnte sich an alles erinnern, nichts war ihrem Bewußtsein entglitten.

Damit gab es doch einen Unterschied zwischen ihr und Garry Brown, der behauptet hatte, nichts mehr von dem zu wissen, was er minutenlang mit anderen Sinnen erlebte.

Oder hatte er geschwindelt? Hatte er über diese Wahnsinnsbilder, die aus einem Reich des Grauens zu ihm herübergekommen waren, nicht sprechen wollen?

Schon meldete sich ihr Reportersinn wieder. Ergründen wollen, dahinterkommen…

Was ging wirklich vor? Sie musste eine Möglichkeit finden, Garry Brown zu sprechen. Ihn – oder Doc Herold. Auch das war eine Möglichkeit, an die sie sich plötzlich klammerte. Warum nicht sofort zu ihm hinfahren, und ihn aus dem Bett klingeln? Sie löste den Fuß vom Gaspedal, der Wagen wurde langsamer.

Sie müßte den Weg zurückfahren, den sie gekommen war. Herold wohnte auf der anderen Seite des Hügels, nicht weit von dem Hospital entfernt, in dem er tagsüber arbeitete.

Lucy war bereit, das Risiko einer Rückkehr auf sich zu nehmen, als sie auf etwas anderes aufmerksam wurde.

Inzwischen war sie fünf Meilen weit gefahren.

Und da sah sie vor sich den Wagen am Straßenrand.

Sheriff John Flies Dienstfahrzeug!

Es war beleuchtet, aber leer. Kein Mensch weit und breit.

Lucy Sherman hielt unmittelbar hinter dem Fahrzeug und schlug das Lenkrad so ein, daß sie sofort ausscheren und weiterfahren konnte. Die Ereignisse – ob eingebildet oder wirklich erlebt – hatten sie vorsichtig werden lassen.

Sie ließ auch den Motor laufen, als sie das Fenster an ihrer Seite herunterkurbelte und laut zu rufen begann.

»Sheriff? Hallo, Sheriff Flic, wo sind Sie?«

Keine Antwort.

»Sheriff? Sergeant Berry – sind Sie hier in der Nähe?«

Auch diese Worte verklangen.

Angespannt starrte Lucy durch das heruntergekurbelte Fenster in den dunklen Wald hinüber und drehte dann den Kopf nach rechts. Wiesen und Felder dehnten sich dort aus. Im Sternenlicht hätte man da leicht jemand ausmachen können.

Warum hatten Flic und Berry den Wagen verlassen?

Sogar die Tür zur Fahrerseite stand noch offen.

Lucy Sherman nagte an ihrer Unterlippe und gab sich dann einen Ruck. Vielleicht lagen die beiden Männer drüben im Wald, gefesselt und geknebelt, niedergeschlagen von Straßenräubern… Schließlich mußte nicht alles mit diesem verfluchten, rätselhaften Licht zusammenhängen, das sie vor drei Tagen zum ersten Mal gesehen hatte und das ihr seitdem nicht mehr aus dem Sinn ging.

Auch ganz reale Gründe konnten dafür in Frage kommen, wenn zwei Männer ihr Fahrzeug verließen. Es konnte allerdings auch etwas Fremdes, Unerklärliches gewesen sein, das sie aus dem Fahrzeug lockte… meldeten sich sofort ihre Zweifel wieder.

Sie ließ den Motor laufen und die Scheinwerfer brennen. Auch die Tür blieb geöffnet. Lucy lief über die Straße.

Zum Nachdenken kam die junge Reporterin nicht mehr.

Lautlos kam es aus der Höhe auf sie herab. In diesem Moment war es klein wie ein Stern – im nächsten groß wie ein Berg aus schimmerndem, pulsierendem Licht.

Es schloß sie ein und sog sie in das Innere, daß die Welt um sie herum zusammenbrach.

Da war noch etwas! Die junge Frau registrierte schreiend den sich aufblähenden, riesenhaften Lichtberg.

Wie ein Blitz zuckte eine Gestalt neben ihr auf. Die Gestalt kam ebenfalls aus dem Himmel. Ein Mensch, der in einer roten Haut steckte, griff nach ihr… und es schien, als wollte er sie noch aus dem Lichtsog herausreißen.

Aber so etwas gab es doch nicht!

Nun verlor sie endgültig den Verstand.

Die rote Gestalt wurde mit ihr in das Innere des wabernden Lichtgiganten ohne Form hineingerissen, als ob ein Orkan sie packe und durch die tosende Luft wirble.

Der Übergang erfolgte so heftig, daß Lucy Sherman augenblicklich das Bewußtsein verlor.

*

Björn Hellmark hatte schon manches erlebt, und sein Wissen um die Welten des Wahnsinns und des Grauens, um die unsichtbaren Reiche jenseits der sichtbaren realen Dimension ließ ihn anders reagieren als andere, die von diesen Dingen noch nie etwas gehört hatten.

Er ließ noch mal eine halbe Minute verstreichen, ehe er sich von seinem sicheren Beobachtungsplatz löste und langsam auf den Tümpel zuging, dabei aufmerksam die nähere Umgebung im Auge behaltend.

Der Tümpel – war er ein Tor wie die Zauberspiegel, die er

inzwischen kennengelernt hatte, ein Tor in eine andere Dimension?

Bulter hatte sich sehr vorsichtig verhalten, geradeso, als wolle er ganz sicher sein, daß auch niemand seinen nächtlichen Spaziergang beobachtete.

Ein Trick – um ihn, Hellmark, aus der Reserve zu locken? Möglich! Bulter schien mehr zu wissen – er war zu einem Werkzeug eines anderen geworden, und Björn wußte bis zur Stunde nicht mal, ob er es mit der Kopie des Managers oder dem wirklichen Bulter zu tun hatte.

Der nach New York zurückgekehrt war, saß inzwischen in einer Bar und plauderte angeregt mit reichen, einflußreichen Freunden. Macabros hatte sich davon überzeugt, daß es sich tatsächlich um Herren des Santer-Konzerns handelte.

Champagner floß reichlich. Man begoß den erfolgreichen Übergang der Vollmachten und geschäftlichen Interessen auf Santer. Bulter hatte mal wieder mit dem ihm eigenen Geschmack eine Meisterleistung vollbracht.

Björn setzte alles auf eine Karte.

Er entmaterialisierte seinen Doppelkörper, um seine Kräfte ganz auf sich selbst zu konzentrieren und ließ Macabros noch mal kurz in dem Hotelzimmer auftauchen, das er gemietet hatte. Macabros nahm das Schwert des Toten Gottes an sich, und den Bruchteil einer Sekunde später hielt Hellmark es in der Hand. Mit der Kraft der Telekinese, die er durch seine parapsychischen Kräfte erzeugte, bereitete es ihm keine Schwierigkeiten, jeden beliebigen Gegenstand von jedem beliebigen Ort mit Macabros Hilfe zu holen.

So bewaffnet stieg er kurzentschlossen in den Tümpel und sank sofort in die Tiefe. Das brackige, übelriechende Wasser schlug über seinem Kopf zusammen, und ein blubberndes Geräusch entstand an der Stelle, wo er verschwand.

Er hatte seine Lungen voll mit Sauerstoff gepumpt und hielt die Augen geöffnet, doch es war ihm nicht möglich, in der trüben Brühe etwas zu sehen.

Oder doch?

In der Tiefe unter ihm glühte ein grünliches Licht.

Es stieg empor wie eine Gasblase… oder war es so, daß er schneller zu sinken begann?

Noch hüllte ihn die dreckige Brühe ein. Der Druck auf die Ohren wurde stärker, auch auf die Brust. Es wurde unerträglich. Er mußte zurück, in die Höhe steigen.

Aber da konnte er es nicht mehr.

Ein gewaltiger Zug in die Tiefe erfolgte, und blitzschnell drehte sein Körper sich, als ob er in eine Spirale geraten wäre.

Und dann endlich Luft!

Er konnte atmen. Das Wasser drehte sich über ihm und gehorchte

anderen Gesetzen, nicht den physikalischen Bedingungen der Erde. Aus dem Wasser wurde eine feste granitene Mauer, die sich hart und undurchdringlich über ihm ausbreitete und den Weg zurück in die Welt, aus der er kam, versperrte.

*

Er spürte festen Boden unter den Füßen.

Ein geisterhaft grünes Leuchten sickerte aus den feuchten Wänden.

Björn Hellmark glaubte, durch eine Höhle zu gehen, die sich in endlosen, unerforschten Stollen und kleineren Kavernen, erstreckte. Und überall dieses grüne Leuchten…

In welcher Welt befand er sich? In welcher Dimension?

Jetzt, da er es riskiert hatte, Bulter zu folgen, kam ihm erst richtig zu Bewußtsein, daß er sich vorschnell entschieden hatte. Erst hätte er sich den Rückzug sichern müssen… Aber er vertraute auf Macabros. In vielen Fällen war es möglich, daß er mit Hilfe seines Zweitkörpers sich nicht nur in der sichtbaren Welt schnell wie ein Gedanke bewegen konnte, sondern auch in die Lage versetzt wurde, eine andere Welt dadurch zu verlassen.

Er konzentrierte sich auf Macabros.

Da mußte er zu seinem Entsetzen feststellen, daß er Macabros nicht entstehen lassen konnte.

*

Ruhig Blut bewahren, redete er sich ein, das Schwert fest umspannend. Auch Bulter ist hier irgendwo. Und er kann sich schließlich nicht in Luft aufgelöst haben…

Wer aber gab ihm die Gewißheit, daß es vielleicht nicht doch so war?

Wenn Bulter, hinter dem er die ganze Zeit her war, nur eine Projektion des Originals war, wurde die Sache kritisch. Dann hatte Molochos schneller sein Ziel erreicht, als er sich möglicherweise selbst hatte träumen lassen.

Dieses stille, fremdartige Höhlenlabyrinth in einer nicht minder unbekannten Welt konnte ihm zum Schicksal werden.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch.

Es hörte sich an wie ein Stöhnen. Dann erfolgte ein Aufschrei, der ihm durch Mark und Bein ging.

So schrie nur ein Mensch, dem es ans Leben ging!

Hellmark spurtete los. Er lief in die kleinere Höhle, die direkt vor ihm lag und aus der der Schrei offensichtlich gekommen war.

War außer Simon K. Bulter noch jemand hier – oder war er es, der

so geschrien hatte?

*

In dem grünen Licht sah er zwei Menschen miteinander kämpfen.

Zwei Menschen?

Nur einer verdiente wirklich die Bezeichnung. Von ihm waren die zuckenden Beine zu sehen, die verkrampften Hände, mit denen er verzweifelt versuchte, das massige Unwesen, das sich über ihn wälzte, abzuwehren.

Der Unheimliche war breit wie ein Ochse. Sein Körper war graubraun und auf den breiten Schultern saß ein massiger, flacher, haarloser Schädel. Die Hände wirkten wie große Schaufeln, mit denen er dem Menschen unter sich jetzt die Kehle zuzudrücken versuchte.

Da war Hellmark heran. Mit harter Hand griff er den Grau-Braunen am Kragen und riß ihn herum. Aber so einfach ging das nicht. Der Körper ließ sich nicht auf Anhieb nach hinten zerren. Er war ungewöhnlich schwer. Mit einem dumpfen, wilden Knurren warf der so Attackierte den breiten, massigen Kopf herum. Björn starrte in blutunterlaufene Augen. In dem massigen dunklen Gesicht glaubte er eine Ähnlichkeit mit den Zügen Simon K. Bulters wahrzunehmen!

Der Amerikaner – war ein Dämon. Oder zumindest der, der in der Maske Bulters nach Valley Forest gekommen war!

Der Massige stemmte sich auf seinen säulenartigen Beinen langsam in die Höhe, während seine langen, kräftigen Arme gleichzeitig auf Hellmark zustießen.

Björn sprang gewandt auf die Seite. Die Wucht des einen Arms seines Gegners aber war so gewaltig, daß er noch einen Schlag gegen den rechten Unterarm erhielt, mit dem er das Schwert trug.

Hellmark meinte, ein Elefant hätte ihn getreten. Der Deutsche flog zurück gegen die Wand. Dabei machte er die Feststellung, daß der Fels, gegen den er fiel, nicht hart und kalt war, sondern sich lau und seltsam schwammig anfühlte. Doch Zeit, weiter darüber nachzudenken, hatte er nicht.

Der Koloß warf sich ihm entgegen, noch ehe er sich richtig von dem ersten Zusammenstoß erholt hatte.

Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit und Gewandtheit der massige, mehrere Zentner schwere Körper ihm entgegenflog.

Wenn er auf ihn prallte, würde er ihn glatt erdrücken.

Aus den Augenwinkeln nahm Björn die Bewegung auf dem Boden wahr. Der Mann, der dort lag, versuchte mit letzter Kraft, sich zu erheben. Sein Jackett und sein Hemd waren völlig zerfetzt, und er blutete aus mehreren Wunden. Er brauchte dringend Hilfe.

Der Gedanke an den Hilflosen und an das eigene Schicksal machte

ihm klar, daß er es hier nicht auf einen langen Kampf ankommen lassen konnte. Die Dinge mußten so schnell wie möglich über die Bühne gehen, wollte er weiteres Unheil verhindern.

Ausweichen konnte er nicht mehr. Die Reichweite der massigen Arme war zu groß. Im nächsten Augenblick hätte der Koloß ihn erreicht, emporgerissen und ihn auf dem Boden zerschmettert. Auch der Fremde, dessen leises Stöhnen in der absoluten Stille dieser jenseitigen Höhle Björn qualvoll in den Ohren lag, schien von dem massigen Ungetüm wie ein lästiges Insekt kurzerhand zu Boden geschleudert worden zu sein.

Er ließ sich einfach in die Tiefe sacken, drückte gleichzeitig das Schwert herum und schob es ruckartig in die Höhe.

Der Koloß rannte genau in die Schwertspitze.

Menschen konnte dieses magische Schwert nicht töten. Nur die Feinde der Menschen.

Ein langgezogenes, schlangenähnliches Zischen brach aus der Kehle des Kolosses. Aber nicht nur aus seiner Kehle. Es kam auch aus seinem Körper. Der Koloß stieß schwefelgelbe Dämpfe ab, die Hellmark ins Gesicht schlugen und ihn zum Husten reizten.

Eine ätzende Wolke zischte und brodelte über ihm, und der schwere graugrüne Koloß wurde zu einem Luftballon, der in gelbem Nebel verging.

Die Berührung mit dem magischen Schwert, das einst in fernen Tagen von einem geheimnisvollen Meister seines Faches auf der legendären Insel Xantilon geschmiedet wurde, reichte, dem Menschenfeind den Garaus zu machen.

Hustend kroch Hellmark unter dem verwehenden Dunst auf den Verletzten zu.

Aus allernächster Nähe nun sah er die tiefen und offensichtlich gefährlichen Wunden des fremden Mannes.

Es war ein Wunder, daß der Angegriffene den Zusammenstoß mit dem Bulter-Dämon überstanden hatte, ohne das Bewußtsein zu verlieren. Dieser Mann mußte enorm willensstark sein, daß er Schmerz und Angst so verkraftet hatte.

Björn schätzte den Fremden auf Anfang dreißig. Er hatte ein gutgeschnittenes Gesicht und eine hohe, intelligente Stirn.

»Wer sind Sie?« Hellmark kümmerte sich um die Wunden des Verletzten, so gut es ging. Er zerriß das zerfetzte Hemd des anderen vollständig und machte Streifen daraus, um die Wunden zu verbinden.

Der andere hatte Mühe mit dem Sprechen. Sein Hals war zerschunden.

»Herold«, kam es krächzend über die Lippen des Verletzten. »Mein Name ist… Dr. Henry Herold.«

*

Der Schmerz stach wie ein Blitz in sein Bewußtsein.

Mirakel griff ins Leere.

Die Frau, die von dem riesigen Lichtberg verschluckt wurde, stürzte. Und Mirakel stürzte ebenfalls.

Er rollte sich über den hellen glatten Boden. Überall sprangen Funken auf, als ob er ein verborgenes Feuer schüre.

Sein Schädel dröhnte, und er mußte beide Hände gegen den Kopf pressen, als könnte er dadurch den Druck ausgleichen.

Vor seinen Augen tanzten Funken. Feurige Kreise schwirrten vor ihm in der Luft auf und nieder, glitten knisternd an unendlich langen Strängen entlang, die eine Art titanisches Netz über ihm bildeten, ein gespenstisches Gewölbe, das kein Ende zu nehmen schien.

Er befand sich inmitten des Lichtes.

Benommen lag er am Boden und kämpfte gegen die Ohnmacht an, die von ihm Besitz zu ergreifen drohte.

Seine Augen waren verschleiert. Die Dyktenkraft, die in ihm wirkte, kämpfte an gegen das Fremde, das sich in seinem Hirn bohrte.

Fremde, mächtige Gedanken, die nicht von dieser Welt stammten, versuchten ihn zu Boden zu zwingen.

Er wehrte sich dagegen, und bot seine ganze Willenskraft auf. »Wer bist du?« fragte er in Gedanken, sofort die Situation begreifend.

»›ES‹… ich bin ›ES‹… habe keinen Namen… Erdenwurm. Ich diene dem großen, mächtigen Molochos… und du, Armseliger, wirst ebenfalls sein Diener werden. Weil ich… es so will… aber dein Wille ist stark, anders als der der anderen…«

Die Stimme erfüllte seinen Geist, dröhnte und hallte, als würde eine Stentorstimme die Weiten des Alls durcheilen und in seinem Hirn hörbar werden.

Mirakel alias Frank Morell verzerrte sein Gesicht. Der geistige Kontakt mit »ES« erschütterte ihn in seinem tiefsten Innern. Die Zellen in seinem Hirn schienen zu vibrieren, sein ganzer Körper wurde von diesem rauschenden Zittern erfaßt, und er wurde sich jeder Sehne, jeder Muskelfaser seines Leibes bewußt.

Der fremde Geist durchforschte ihn. »ES« war in ihm – und er, Mirakel – war in »ES«.

Die Tatsache, daß er zu dieser Feststellung fähig war und sie verdauen konnte, schrieb er nicht seinen menschlichen Fähigkeiten zu, sondern seinen Dyktenanlagen, die in seinem Geist und seiner Seele noch verankert waren.

Dies hier war das gigantische Hirn oder vielmehr der gigantische Geist eines Wesens, das aus Licht bestand und eindeutig über eine gewaltige und gefährliche Intelligenz verfügte.

Morell starrte in die endlose Ferne der Räume, Spiralen, Stränge, die in einem geheimnisvollen Licht erglühten. Alles war Licht. Aus dem Licht war einst das Leben gekommen. Sonne und Wärme waren Licht… auch das All war aus einem Lichtblitz geboren.

»ES« war ein Wesen von unvorstellbaren Ausmaßen. »ES« lebte, wie sie als Menschen hier unten lebten.

Ein Vergleich drängte sich ihm auf.

Für Viren und Mikroben, die sich in einen menschlichen Körper eingenistet hatten, war das Innere dieses Körpers gewaltig und unvorstellbar wie ein Kosmos.

Im Innern von »ES« war er, Morell – nichts weiter als eine Mikrobe!

Ein neuer Kontaktversuch!

Morell glaubte, sein Körper würde auseinandergerissen, so hart traf ihn der Schmerz.

Er stöhnte. Er wollte nicht ohnmächtig werden wie die fremde Frau, der er im letzten Augenblick noch hatte zu Hilfe kommen wollen. Er wollte wissen, was hier gespielt wurde, und bot alle Kraft auf, zu der er imstande war.

»Warum wehrst du dich?« fragte die Gedankenstimme von »ES« in seinem Hirn.

Wie unerträglich laut diese Stimme war! Mirakel verkrampfte sich.

Wieder wehten dunkle Schleier vor seinen Augen, ließen die Umrisse der glühenden, glimmenden Umgebung verschwimmen, wo sich jede Regung, jede Gefühlsäußerung, jeder Gedanke von »ES« in einem Meer knisternder Funken und zeitlupenhaft aufsteigender Flammenzungen manifestierten.

Aus kleinen flachen Mulden, die überall auf vorspringenden, terrassenförmigen glimmenden Strängen ruhten, stiegen schmale und breite Lichtbänder lautlos empor, sanken wieder in die Tiefe oder zerflossen in ein Meer schillernder und glühender Farben, wie sie Menschenaugen noch nie erblickt hatten.

»Weil ich… frei sein will!« dachte Morell verzweifelt. »Warum quälst du uns? Warum zwingst du uns so zu sein, wie es dir gefällt. Auch wir leben, verstehst du? Wir leben wie du, und wir können denken…«

Es rauschte und dröhnte in seinem Hirn und aus glühenden, vielstöckig übereinandergeschichteten Kavernen und Gängen, den Hohlräumen und flammenden Mulden kamen Geräusche auf ihn zu, von denen er glaubte, sie würden seinen Körper zerspringen lassen wie dünnes Glas.

»Frei sein willst du? Aber du bist frei… durch Molochos, den Herrn über das Leben, den Herrn des Weltalls bist du frei! Die Qual ist die Freiheit… Die Schmerzen und die Ängste, die du durchmachst, sind

ein Teil des Lebens… aber du willst sie nicht? Das eben sind die Feinde Molochos, die sich gegen ihn stellen. Tod und Wahnsinn zu Ehren des unüberwindlichen Molochos hältst du für Unfreiheit? Wie schlecht sind deine Gefühle, Erdenwurm…«

Morell stöhnte verzweifelt auf.

Die Gedanken, die er empfing, waren so schrecklich, daß er sich bemühte, den fremden Geist loszuwerden, und ihn abzuschütteln. Mit Gewalt zwang er sich, an etwas anderes zu denken.

Wie war er in diese Lage geraten?

Gestern der Zeitungsartikel… der Bericht über das rätselhafte Licht aus dem All. Das seltsame Erlebnis auf dem Dach des Hochhauses… er wußte, daß etwas vorging, wofür es keine normale Erklärung gab. Margarete Schallers geistige Umnachtung war auf eine Berührung durch das Licht zurückzuführen. Er hatte sich auf den Weg gemacht, dieses Licht zu suchen. In der ersten Nacht hatte er es nicht gefunden. In der zweiten Nacht zog es ihn wieder hierher in das Gebiet um Valley Forest, und er wurde Zeuge, wie der lebende Lichtberg wie ein Ungetüm durch das bewaldete Tal pulsierte, wie er sich auf die Erde herabsenkte, um die Frau zu verschlingen.

Warum konnte er jetzt, wo er am meisten auf seine Dyktenkräfte angewiesen war, sie nicht einsetzen?

Der unergründliche, unermeßliche Geist eines unfaßbaren Lebewesens war stärker als das, was er entgegensetzen konnte.

Die innige Berührung mit diesem Geist schuf eine Situation, die auch ihn an den Rand des Verderbens drängte.

Der kosmobiologische Kraftstrom, der seinen Körper wie eine leuchtende Aura umgab, der Strom, der durch den Mirakel-Kristall erzeugt wurde, versiegte in dieser Sekunde völlig.

Aufzuspringen sich fliegend durch die leuchtende Hülle zu bohren, war ihm unmöglich. Er war wie die junge Frau ein Gefangener von »ES«. Und »ES« hatte mit ungeheurer Geisteskraft die kosmobiologische Aura geknackt, um noch tiefer in das eigentliche Wesen Morells einzudringen, dessen äußere Erscheinung sich veränderte. Die rote Haut, die wie ein Trikot seinen Körper umhüllte, verschwand ebenso wie die goldfarbenen Stulpenhandschuhe, wie die Stiefel. Nur eines blieb: der Kristall, der in einem schwachen, kaum wahrnehmbaren Licht krankhaft pulsierte. Er prangte auf seiner linken Brustseite wie angeheftet.

Frank Morell konnte dem dritten Gedankenansturm des Licht-Phantoms nichts mehr entgegensetzen.

Sein Wille brach zusammen. »ES« erfüllte ihn ganz.

*

Grauenvolle Melodien strömten durch ein feuriges, urwelthaftes All, in dem Sonnen starben und Sonnen geboren wurden.

Fetzenhaft wehten Bilder an ihm vorüber.

Fremde Wesen, die kein Mensch je gesehen hatte, wohnten auf fernen Planeten und beteten in bizarren Tempeln und versunkenen Städten unheimlich anzusehende Götzen an. Und diese Götzen lebten! Schauderhafte Wesen lebten unter den Sklaven, die Molochos ins Verderben gezerrt hatte.

Das Universum war unendlich. Millionen und aber Millionen Sonnen und Planeten füllten die Milchstraßen. Tausendfaches, mannigfaltiges Leben war entstanden, in der Tier- und Pflanzenwelt, als halbintelligente oder intelligente Lebensform einer beherrschenden Spezies, die nicht unbedingt menschlichen, ästhetischen Anforderungen entsprach. Wesen, die fühlten und dachten, die liebten und haßten, die Häuser und Straßen bauten, die sich eine Kultur schufen, die Kriege führten. Kriege, die sie selbst führen wollten, Kriege, die ihnen aufgezwungen wurden. Tod und Elend waren auch in andere Völker eingekehrt, Völker und Rassen, die von den Menschen noch nichts wußten, die bereits existierten, als der Homo sapiens noch als Gedanke in der Unendlichkeit der Schöpfung ruhte.

Völker und Rassen vergingen.

»ES« hatte sie erlebt. Die Welten, wo »ES« vorüberzog, waren untergegangen. Auf einigen dieser Welten war »ES« wie ein Gott verehrt worden – und die Erinnerungen an die furchtbaren Riten und Opfer, die man »ES« darbrachte, waren geblieben.

»ES« vertrat eine falsche Welt. »ES« war ein Werkzeug des Dämonenfürsten Molochos, der Rha-Ta-N'mys getreuer Statthalter war, mit der er einst gemeinsam das Universum beherrschen würde.

Die Dämonen waren älter als die Geschöpfe, die die Welten gebaren.

Die Dämonen hatten die Welt geschaffen, glaubte »ES« und deshalb mußten alle Welten so werden wie jene, wo die Mächte der Finsternis das Zepter schwangen.

Bilder aus den Dimensionen des Grauens und des Verderbens, sickerten in Frank Morells Bewußtsein, als »ES« Geist ihn sezierte. Und wie in einem schrecklichen Alptraum, der jede Faser seines Herzens erfaßte, erlebte er die Ereignisse nach, die vor vielen Jahrtausenden über andere Bühnen an anderen Orten des Kosmos gegangen waren.

»ES« wollte den Tod und den Wahnsinn, wie er in einem anderen Raum-Zeit-Kontinuum selbstverständlich war. »ES« wollte das, weil Molochos das so wollte. Die scheußlichen Riten und Wahnsinnsgesänge zu Ehren der Dämonischen sollten überall durchgeführt werden und zu hören sein.

»Neeiiin!« schrie es da in Morell, und er riß die Augen auf und war

sofort hellwach.

Die schrecklichen Bilder erloschen. »ES« Geist war wieder außerhalb seines Körpers. Der Mensch mit der Erinnerung an ein Dyktendasein richtete sich auf.

Alles war unverändert.

Das glimmende Gewölbe, in dem es überall faszinierend und geisterhaft aufleuchtete, die Frau an seiner Seite, die endlosen Gänge, Korridore und Kavernen aus Licht und Leben umgaben sie.

Aber da war noch mehr.

Ein Schatten fiel von der Seite her auf ihn, als er sich gerade über Lucy Sherman beugte und feststellte, daß sie ihre Besinnung wieder zurückerhielt.

Morell wandte den Kopf.

Neben ihm stand ein junger Mann. Garry Brown. Und hinter Garry Brown lösten sich von einer wie aus erstarrtem Feuer gebildeten Säule zwei weitere Gestalten. Sheriff Flic und Sergeant Berry. Auch sie kamen auf Morell und Lucy Sherman zu.

Die junge Reporterin blickte den Fremden an und musterte dann jeden einzelnen. Ihr Verstand war durch das Erlebnis noch nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Auch Flic und Berry machten einen klaren, wenn auch niedergedrückten und ratlosen Eindruck.

»Es ist schlimmer als die Märchen, die Sie uns erzählt haben Lucy«, wisperte Flic, aber seine Worte wurden verstärkt von den eigenartigen akustischen Bedingungen, die in dem Gigantenkörper von »ES« Hirn herrschten.

Nur Garry Brown wirkte anders, krank und verblödet. Der Ausdruck auf seinem Gesicht ließ keinen anderen Schluß zu.

Er war dem Licht und den geistigen Ausstrahlungen von »ES« bisher am längsten ausgesetzt und sie alle fürchteten, daß sie auch noch so wurden.

Sie berieten über ihre Lage, und Morell nahm kein Blatt vor den Mund, als er seinen Schicksalsgefährten darlegte, wo sie sich wirklich befanden. Bis zu diesem Augenblick waren sie alle noch der Meinung gewesen, daß sie sich in einem UFO befänden, das auf der Erde gelandet war.

Aber was Morell da von sich gab, schlug dem Faß den Boden aus.

Nur Garry Brown reagierte überhaupt nicht darauf. Er blieb eine geraume Weile bei ihnen stehen und verschwand dann irgendwo in einem der unendlich wirkenden Lichttunnel.

»Immer wieder liest man mal, daß Menschen spurlos verschwanden«, murmelte Lucy benommen, während Morell ihr half, auf die Beine zu kommen. Sie blickte sich in der schaurig-schönen Umgebung um. Der Gedanke, daß sie sich in einem übermäßig großen Körper aus intelligentem Licht befanden, erfüllte sie mit Grauen. »Wie

oft konnte man noch Spuren verfolgen, die dann abrupt abbrachen, gerade so, als hätten Menschen sich in Luft aufgelöst. Es gibt ihn also wirklich, den anderen dimensionierten Raum, wo andere Gesetzmäßigkeiten herrschen. Und man kann im wahrsten Sinn des Wortes aus unserer Welt herausfallen, weil die Wände dieser Welt so dünn sind.«

»Wollen wir hoffen, daß auch die Wände von ›ES‹ so dünn sind«, murmelte Morell, »und wir wieder hinauskommen auf die andere Seite, in unsere Welt, bevor wir irgendwo in der Tiefe des Alls landen.«

Es waren keine guten Aussichten, denen sie sich gegenüber sahen.

Denn selbst wenn sie einen Punkt erreichten, wo sie die Lichtwand möglicherweise passieren konnten, war das nicht gleichbedeutend mit Rettung.

Lucy Sherman und Frank Morell wußten beide, was mit denen wurde, von denen sich das Licht wieder entfernt hatte.

Sie waren hoffnungslos dem Wahnsinn verfallen.

*

Sie folgten kurzerhand Garry Brown, von dem sie wußten, daß er von draußen kam. Vielleicht führte er sie – bewußt oder unbewußt – zu einem Ausgang.

Auch eine Mikrobe registrierte nicht, ob der Organismus, in den es sich eingenistet hat, sich bewegte oder ruhte.

»ES« aber bewegte sich.

Das satanische Hirn des Phantoms aus dem All hatte sich etwas ausgedacht. Spiele mit dem Wahnsinn und dem Grauen waren seine Stärke, denn kein anderes Lebewesen war so umfangreich und intensiv mit dem Unfaßbaren aus den Tiefen des Alls vertraut geworden, wie er – der große, geduldige Diener Molochos'.

Und so glitt in dieser Nacht ein großes, unförmiges Licht über die unbewohnten Täler und Hügel und näherte sich dem einsam stehenden Hospital.

*

»Und Sie? Wer sind…?«

Hellmark ließ Dr. Herold nicht zu Ende sprechen.

»Mein Name ist Hellmark. Björn Hellmark. Wie kommen Sie hierher, Doktor?«

Der andere sah ihn lange an. Dann schüttelte er den Kopf. »Unwichtig, mein Geheimnis«, sagte er dann schnell. »Erst muß ich wissen, wie Sie hierhergekommen sind. Sie haben auf keinen Fall den

Weg der Grauen gefunden… Sie können ihn nicht benutzt haben… Sie kommen von der anderen Seite.«

Hellmark erklärte, auf welche Weise er den Eingang hierher fand, und er wollte gerne wissen, wen Herold mit den »Grauen« meinte, und wo sie sich hier befanden. Der Verletzte schien eine ganze Menge mehr zu finden.

»Durch den Tümpel also!« sagte er triumphierend, und in seinen Augen leuchtete es auf. »Die Aufzeichnungen stimmen! Aber das habe ich schon immer gewußt. Es war die Rede von zwei Eingängen – aber nur einem, den man auch wieder als Ausgang benutzen konnte. Sie haben ihn also gefunden – ein Tümpel – und dazu ganz in der Nähe.« Er schüttelte den Kopf. »In der Nähe, wie sich das anhört, Mister Hellmark. Wir treffen uns hier irgendwo in einem jenseitigen Reich, in einer anderen Dimension. Hier, dieser Ort – ist er eine Million Kilometer oder eine Million Lichtjahre von der Erde entfernt? Ich weiß es nicht – und Sie…?«

»Ich weiß es noch weniger als Sie, Doktor.«

»Was sind Entfernungen, nicht wahr? Für uns Menschen, die wir so wenig wissen… bedeuten hundert Kilometer viel… für andere, welche die Ewigkeiten erforscht haben, sind eine Million Kilometer wie ein Nichts… wissen Sie was das hier ist? Eine Art Zwischenstation. In einer Zeit, als wahrscheinlich noch niemand auf der Erde richtig mit Messer und Gabel umgehen konnte, existierte diese Zwischenstation schon. Sie brachte andere Wesen auf die Erde. Ja, Sie haben richtig gehört. Fremde Rassen besuchten unseren Planeten. Einige kamen mit Raumschiffen, andere wiederum benutzten Dimensionstransporter, um Zeit und Raum zu überwinden. Die Grauen… in einem Buch, das ich im Keller des Hospitals fand, in dem ich arbeite, berichtete ein Hexenmeister des frühen Mittelalters von diesen Grauen. Dieser Mann hatte sowohl die weiße wie die schwarze Magie gründlich studiert, und er kam mit Wesen zusammen, die uns höchstens mal im Traum begegnen. Wo heute das Hospital steht, stand früher, vor einigen hundert Jahren mal die Hütte dieses Hexenmeisters. Ein grundgescheiter Indianer, ein Einzelgänger… ja, auch die Roten hatten ihre Magier und Zauberer, die über ein immenses rätselhaftes Wissen verfügten. Ich fing an, alte Indianerdialekte zu studieren, suchte in Reservaten lebende Indianer auf, um mich in Eigenheiten und Lebensgewohnheiten einzufühlen – und hantierte vor allem immer wieder im Keller des Hospitals, bis ich die Wand fand, welche die Symbole trug. Und Sie werden es nicht fassen, Mister Hellmark: Ich konnte wie ein Magier durch die feste Wand gehen. Sie war andersdimensional strukturiert. Was dreidimensional ist, hält unsere Körper auf, aber schon eine vierdimensionale Fläche ist für unsere Bedingungen an einer Seite offen. Hier kam ich an. Schon dreißig oder

vierzig Besuche habe ich hinter mir, ohne daß es zu einem Zwischenfall kam. Ich habe mich jedesmal tiefer in das Gewirr der Gänge und Höhlen hineingewagt und immer gehofft, mal ein besonderes Erlebnis zu haben…«

»Nun, heute hatten Sie es.«

Es stank noch immer penetrant nach ätzendem Schwefel.

Herold nickte. »Damit wurde eine weitere Vermutung von mir bestätigt, daß nämlich Geister und Dämonen aus einer anderen Dimension die Grauen vertrieben, daß Angehörige finsterer Mächte dadurch auf die Erde gelangten. Die Begegnung mit dem Koloß zeigt, daß diese Zwischenstation auf unserer Welt entweder von ihnen neu entdeckt wurde oder neu vorbereitet werden soll. Demnach kommen die Geister von der Welt der Grauen, die sie entweder ausgerottet oder vertrieben haben.«

»Wer sind die ›Grauen‹?«

»Helfen Sie mir«, bat Herold sich abstützend, um sich zu erheben. »Es geht mir zwar nicht gut, aber es sieht doch nicht so aus, als ob ich schon das Zeitliche segnen sollte. Dank Ihres Eingreifens bin ich mit einem blauen Auge davongekommen.«

Nun, das mit dem blauen Auge fand Björn stark untertrieben. Herold sah aus, als hätte er einen Zweikampf mit einem Nilpferd ausgetragen.

Stöhnend und wankend kam er auf die Beine. Seine lädierten, aufgekratzten Hände suchten nach einem Halt. Björn stützte den Arzt.

»Ich zeige Ihnen jetzt einen Grauen, Mister Hellmark. Dann kehren wir zurück. In das Hospital. Dort liegt alles, um mich zu verarzten, und dort können Sie mir dann auch die Geschichte von dem Dämon erzählen, den Sie verfolgt und hier unten zur Strecke gebracht haben.«

*

In einer alten Villa am Rande von Darmstadt schlug ein Mann die Augen auf.

Alfred Hellmark brauchte zwei Minuten, ehe er wußte, wo er sich befand, ehe er völlig munter war.

»Guten Morgen, Vater«, sagte eine sympathische fröhliche Stimme.

Hellmark wandte den Kopf. Ein Lächeln spielte um seine Lippen. »Carminia.« Dann wurde sein Blick plötzlich ernst. »Hast du die ganze Nacht hier gesessen?« Er richtete sich auf und deutete auf den bequemen, hochlehnigen Sessel neben dem Bett.

»Ich habe mehr gelegen als gesessen«, sagte die gutaussehende Brasilianerin. »Der Sessel verführt einfach zum Schlafen. Wie fühlst du dich?«

»Danke, ausgezeichnet. Wollny ist der beste Quacksalber, den wir

je als Arzt hatten. Das Teufelszeug, das er mir gespritzt hatte, wirkt Wunder. Ich fühl mich wie neugeboren und denke über die Dinge ganz anders als gestern. Ich sag mir, daß mir die ganze Welt den Buckel runterrutschen kann.«

Er blickte sie aufmerksam an und fuhr dann fort: »Oder ist das unnormal, so zu denken?«

»Das kommt auf die Situation an, in der man sich befindet, Vater. In deinem Fall ist es – im Moment jedenfalls – die beste Einstellung, die du haben kannst.«

Hellmark wollte noch etwas sagen, als er den Geruch von frischem Kaffee schnupperte. »Was, Kaffee hast du auch schon gekocht?«

»Ja. Und die Brötchen sind belegt.«

Auf Alfred Hellmarks hoher Stirn entstanden steile Falten. »Ja, um Himmels willen, wie spät ist es denn?«

»Gleich neun.«

»Neun! Und ich liege noch im Bett. Das hat es seit dreißig Jahren nicht mehr gegeben! Dann nichts wie raus aus den Federn!« Er warf schon die Decke zurück und schwang elastisch die Beine nach draußen.

»Nur langsam, Vater. Wollny hat strengste Bettruhe angeordnet. Er will um zehn Uhr hier sein und nach dir sehen. Raus aus dem Bett ist gut. Aber nur zum Waschen. Dann wieder rein in die Federn.«

Alfred Hellmark brummte irgend etwas in seinen Bart, das nach Bevormundung und Kleinkrämerei klang, ergab sich aber in sein Schicksal.

Als er aus dem Bad zurückkehrte, hatte Carminia den Tisch gedeckt und Kaffee eingeschenkt.

Sie frühstückten in Ruhe. Auf einen Wink Carminias nahm Alfred Hellmark die Tabletten ein, die sie ihm hingelegt hatte.

Carminia kümmerte sich fürsorglich um Alfred Hellmark, den sie Vater nannte, obwohl sie mit Björn Hellmark nicht verheiratet war.

Alfred Hellmark nahm den Hörer ab und wollte schon wählen, als er stutzte. »Was ist denn jetzt los?« wunderte er sich, den Hörer kräftig schüttelnd. »Der gibt keinen Ton von sich. Die Leitung ist tot!« Er schüttelte den Kopf. »Ich habe alles verkaufen müssen, ich bin pleite. Mir gehört nichts mehr, aber da die Fernsprechrechnungen regelmäßig bezahlt wurden, ist doch nicht anzunehmen, daß sie mir kurzerhand…«

»Natürlich nicht, Vater«, fiel die Brasilianerin ihm ins Wort. »Irgendeine Störung.«

Der Fünfzigjährige lehnte sich in das aufgestellte Kopfende seines Bettes zurück und dachte an Paul Lennarz, den er gerne gesprochen hätte. Lennarz hatte ihn in vielen entscheidenden finanziellen Fragen beraten und kannte die Firma wie kein Zweiter.

Der Gedanke, daß die Amerikaner ihm Veruntreuungen nachsagten, die sogar in den Büchern nachweisbar waren, erfüllte ihn mit Sorge.

Hier wurde manipuliert, und es blieb ihm vorerst gar nichts anderes übrig, als abzuwarten.

Wenn ihn etwas bedrückte, gelang es ihm nicht mehr, andere Gedanken in den Vordergrund zu schicken. Zu gern hätte er das Problem mit Lennarz besprochen…

Da schlug das Telefon an.

Wie unter einem Peitschenhieb fuhr Alfred Hellmark zusammen. Der Apparat funktionierte wieder.

Er griff danach und meldete sich.

Ob Carminia von der Zelle aus, aber nein, sie konnte unmöglich dort sein. Sie war zu Fuß die Straße entlanggegangen.

»Hier spricht Paul, Alfred.«

Paul Lennarz!

Hellmark atmete tief durch. »Das darf nicht wahr sein«, entfuhr es ihm. »Die ganze Zeit über schon versuche ich, dich zu erreichen. Mein Telefon war gestört. Nun geht es wieder. Daß du mich anrufst, zeigt mir, daß unsere Antenne funktioniert. Ich brauche deine Hilfe, Paul. Aber sag: Warum rufst du an?«

»Wegen der Verkaufsangelegenheit. Die Unterlagen in die ich Einblick gewann, haben mich entsetzt, Alfred.«

»Sie haben dich – entsetzt? Wie soll ich das verstehen, Paul?«

»Ich habe mich getäuscht, Alfred. In dir! Und du hast mich maßlos enttäuscht. Ich kann es nicht verstehen, daß ich mit einem solchen Mann zwanzig Jahre lang Freundschaft gehalten habe.«

Lennarz’ Stimme klang frostig.

»Paul! Was soll das? Wie sprichst du mit mir!«

»Wie man mit einem Menschen eben spricht, mit dem man fertig ist! Papier lügt nicht. Ich habe es schwarz auf weiß gesehen, und ich habe heute in aller Frühe noch mal mit der Bank konferiert. Zweifel sind ausgeschlossen. Du hast getrickst, Alfred. Du hast deine Gesellschaften hintergangen! Ich habe dir das Märchen von dem Pleitegeier, der über dem Unternehmen schwebt, noch, abgenommen. Aber daß es dazu gekommen ist, wundert mich nun nicht mehr! Du bist ja nicht pleite, dir muß es nach den Manipulationen ja glänzend gehen. Ein gut gefülltes Konto in der Schweiz ist schon etwas wert!«

»Paul!« Alfred Hellmarks Stimme bebte. Vor seinen Augen bildeten sich dunkle Kreise. »Es ist nicht wahr, verstehst du, es ist nicht wahr! Ich weiß nicht, wie diese Eintragungen zustande kamen, ich habe keine Erklärung dafür… aber Björn hat einen Verdacht. Ich werde die Beweise herbeischaffen, daß ich das Opfer dunkler Machenschaften geworden bin. Weißt du, warum ich dich anrufen wollte? Ich war

überzeugt davon, daß du der einzige bist, der mir jetzt noch einen Rat geben und auf den ich mich verlassen kann.«

»Einen Rat geben? Den gebe ich dir gern, Alfred: nimm dir eine Pistole und schieß dir eine Kugel durch den Kopf. Das ist mein Rat jetzt, denn aus dem Schlamassel wirst du nicht mehr herauskommen. Der Name Hellmark wird in den Schmutz gezogen werden, so oder so. Es wäre vielleicht ganz gut, wenn du die Schande nicht mehr erleben würdest!«

»Paul!« stieß Alfred Hellmark hervor. Sein Gesicht war puterrot, und sein Herz schlug vor Aufregung rasend schnell. »Ich…« Er wußte nicht mehr, was er sagen sollte und legte auf.

Selbstmord? Hatte er richtig gehört? Paul Lennarz, auf den er so große Stücke hielt, schlug ihm Selbstmord vor!

»Das ist kein Ausweg, Paul«, preßte er im Selbstgespräch tonlos hervor. »Selbstmord? Nein. Niemals! Ich werde kämpfen, ich werde meine Unschuld beweisen. Und Björn wird mir dabei helfen…«

Er hörte das Geräusch. Von der Küche her näherten sich Schnitte.

»Carminia?« fragte er leise.

Es war nicht Carminia. Zwei Männer traten in das Schlafzimmer.

»Wer sind Sie? Wie kommen Sie hier herein? Was wollen Sie von mir?«

Alfred Hellmark starrte in ausdrucklose, flache Gesichter. Fremde, ihm unbekannte Männer, kamen auf das Bett zu. Sie waren beide sehr kräftig. Der eine hielt ein Glas in der Hand, in der eine dunkle Flüssigkeit schwamm.

Alfred Hellmark ahnte die Wahrheit. Er konnte sie sich nicht erklären, aber er wußte, daß Geister und Dämonen menschliche Gestalt annehmen und durch Wände gehen konnten.

Er konnte nicht mehr fliehen. Der eine hielt ihn fest, und der andere setzte ihm das Glas an, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu trinken…

Zwei Minuten lang blieben sie bei ihm. Dann begann das Gift zu wirken.

Rasende Schmerzen schienen seine Eingeweide zu zerreißen, seine Muskeln zuckten, Herz und Lunge verkrampften sich, und er vermochte kaum noch zu atmen.

Kalter Schweiß trat auf seine Haut, und es würgte ihn, als ob er sich erbrechen müsse.

Keuchend richtete Hellmark sich auf. Das Glas mit dem Gift stand auf dem Tisch. Die beiden Männer waren verschwunden, als hätte der Boden sie verschluckt.

Drüben auf dem Schreibtisch glitt der Füllfederhalter aus der Hülle und bewegte sich über das oberste Blatt eines Blocks, der dort lag.

»Teufelswerk« schrie es in Alfred Hellmarks dröhnendem Hirn.

Er wußte nicht mehr, wie er es schaffte, aus dem Bett zu kriechen und auf den Schreibtisch zuzugehen, wo er das oberste Blatt zerreißen wollte.

Mit seiner Schrift entstanden dort die folgenden Zeilen: »Ich kann so nicht länger leben. Ich habe durch reinen Selbstschutz meine Firma ruiniert.

Alfred Hellmark!«

Sogar die Unterschrift stimmte!

Ein verzweifeltes Stöhnen entrann seinen Lippen. Ruckartig und roboterhaft griff er nach dem Block, erreichte ihn aber nicht mehr. Vor dem Schreibtisch brach er zusammen.

Mit zuckenden Gliedern, glasigen Augen und Schaum vor dem Mund fand ihn Carminia Brado, die nur fünf Minuten später eintraf. Die Brasilianerin rief sofort im Krankenhaus an und begann an Ort und Stelle mit Hilfsmaßnahmen, bewegte Arme und Beine des Vergifteten und wendete Mund-zu-Mund-Beatmung an. Es half alles nichts.

Mit Sirene und Blaulicht wurde Alfred Hellmark in das nächste Krankenhaus gefahren.

Alfred Hellmark hatte ein tödlich wirkendes Pflanzengift getrunken, das unter den Whisky gemischt war. Die Giftflasche fand man aufgeschraubt in der Kammer, wo Putzmittel und Gartenchemikalien standen. Reste des Giftes befanden sich eindeutig nachweisbar in dem Glas auf dem Tisch.

Die Ärzte taten ihr Möglichstes. Alfred Hellmark wurde der Magen ausgepumpt und sofort in die Intensivpflegestation geschafft, um Herz und Kreislauf zu entlasten. Sauerstoff wurde zugeführt, und in Abständen von fünf Minuten wurden jemals sieben Milligramm Atropin gespritzt.

Es nützte nichts…

Eine Viertelstunde nach der Einlieferung ins Krankenhaus starb Alfred Hellmark.

*

Die Stelle, die Dr. Herold dem Deutschen zeigen wollte, lag nur wenige Schritte hinter einer spiralförmig gedrehten schwammartigen Felssäule entfernt.

Dann standen sie vor einer Wand, die überladen war mit seltsamen Hieroglyphen und Kurven, wie Björn sie noch nie gesehen hatte. Die Zeichen hier stellten eine Mischung zwischen hethischen Hieroglyphen dar und mathematischen Zeichen, wie sie Wesen benutzten, die die mathematischen Gesetze eines anderen Raum-Zeit-Kontinuums beherrschen.

Das grünliche Licht in dieser Höhle war ständig vorhanden. Es ermöglichte ihnen, daß sie alles erkennen konnten.

Herold fuhr sich mit der Zunge über die rissigen Lippen. »Ich verstehe nicht den Sinn dieser Zeichen. Einen Teil der Hieroglyphen, die eindeutig ägyptischen Ursprungs sind, habe ich mühselig entziffern können. Die mathematischen Formeln kehren teilweise auch auf der Wand wieder, durch die ich in dieses Raum-Zeit-Gefüge gerutscht bin. Verstünde ich den Sinn dieses Zeichenschlüssels, wäre es kein Problem, jene Welt zu erreichen, wo die Grauen zu Hause sind und sie zu fragen – falls eine Verständigungsbasis vorhanden oder zu schaffen wäre – welche Verbindung zur Erde bestand. Daß sie nicht mehr besteht, glaube ich an diversen Anzeichen festgestellt zu haben. Die Grauen, die über dieses noch unerforschte Höhlensystem, das wie ein Verteiler funktioniert haben könnte, auf die Erde kamen, sind verschwunden oder sie werden daran gehindert, hierherzukommen. Darüber bin ich mir noch nicht ganz schlüssig. Sehen Sie hier, Mister Hellmark…«

Mit diesen Worten ging er dicht an die Wand heran, legte seine Rechte auf verschiedene Zeichen und Symbole und vollzog deren Gestalt nach.

Einmal wählte er eine Hieroglyphe, ein andermal ein mathematisches Zeichen, eine Kurve oder Spirale.

Björn glaubte, ein bestimmtes System in den Bewegungen Dr. Herolds zu erkennen.

Dann geschah etwas Merkwürdiges.

Das grüne Licht auf der Wand verstärkte sich und die feste Struktur des lauen Felsengesteins wurde durchlässig.

Björn konnte deutlich sehen, daß Herolds Hand fingertief in dem Gestein verschwand.

»Weiter komme ich nicht, weil ich die anderen Zeichen nicht in der richtigen Reihenfolge anwenden kann. Eines Tages aber werde ich es können, wenn ich diese Geschichte überstehe«, fügte er plötzlich hinzu und wankte. Björn stützte ihn. Herold zeigte deutliche Zeichen von Schwäche.

Er atmete stoßweise. »Sehen Sie – ganz links, Mister Hellmark… der Graue…«

Björn wandte den Blick und sah den Grauen.

Die Gestalt wirkte nur als ein undeutlicher Schemen. Sie war dreimal so groß wie ein Mensch, und Gliedmaßen waren nicht zu erkennen. Ein runder Schädel wies runde Augen, eine runde Nase und ein rundes Maul auf, so daß es aussah, als wären hinter einem mit verrottetem Tang überworfenen Gesicht fünf runde Öffnungen.

Das Wesen bewegte sich nicht.

»Es scheint, als ob es in der Wand eingeschlossen wäre«, sagte

Hellmark und senkte unwillkürlich seine Stimme.

»Es ist noch etwas anders möglich… Mister… Hellmark… er steht auf der anderen Seite des Raums, einer anderen Zeit… er will zu uns wie wir möglicherweise in seine Welt wollen, aber er kann es nicht, wie wir es nicht können, vielleicht kommen wir nie zusammen. Aber das eben will ich nicht wahrhaben… noch nicht… ich…« Da verließen ihn seine Kräfte. Er war doch zu sehr geschwächt, mehr, als er sich selbst eingestanden hatte. Björn Hellmark fing ihn geistesgegenwärtig auf.

»Sagen Sie, wie wir hier rauskommen, Doc. Ich bringe Sie zurück.«

Er nickte schwach. Die Verbände, die Björn ihm notdürftig angelegt hatte, waren völlig mit Blut durchtränkt.

»Da… das Rad mit der Schlange… vollziehen Sie es nach«, bat Herold und deutete nickend auf die betreffende Stelle an der rätselhaften Wand.

Björn sah, was gemeint war. Ein Kreis wies in seinem Innern einen viergeteilten Schlangenkopf auf. Die gespaltete Zunge des Reptils bildete den Achsmittelpunkt. Hellmark zog mit dem rechten Zeigefinger die tiefliegenden Runen nach und das Licht in der Wand wurde schwächer, und die schemenhaften Umrisse der fremdartigen, riesenhaften Gestalt verschwanden.

Hellmark schleppte den schwachen Arzt in die angrenzende Höhle, wo der Dämon auf ihn gestoßen war. Von hier aus waren es nur wenige Schritte in eine dritte, birnenförmige Höhle, in der es wiederum eine völlig glatte Wand gab, die mit rätselhaften Zeichen bedeckt war. Doch es waren hier nicht soviele Zeichen wie bei der anderen, die sie eben gesehen hatten.

Mit schwachen Bewegungen zog Herold, von Hellmark gestützt, Kreise und Spiralen, Kurven und Winkel nach. Dann nickte er. Die Wand vor ihnen war nur noch wie ein Nebel, den sie durchschreiten mußten. Und ob sie mit einem Schritt tausend Kilometer oder Lichtjahre zurücklegten, wußte niemand von ihnen. Sie kamen in einem rohen Kellerraum an, in dem eine nackte Birne brannte.

»Ein Kellerraum des Krankenhauses«, lächelte Herold matt. »Ich habe ihn für mich reserviert. Offiziell habe ich hier ein Labor eingerichtet! Außer mir hat niemand einen Schlüssel zu dem Raum.«

Die normale Seite der Wand im Diesseits sah aus, als ob jemand nach und nach den Verputz abgekratzt und eine Mauer aus grauen Kellersteinen systematisch abgerissen hätte.

Vor der geheimnisvollen Wand war eine der Grundmauern des privaten Hospitals errichtet worden. Zwischen den grauen Kellersteinen und der rätselhaften Mauer befand sich noch eine etwa zwanzig Zentimeter dicke Erdschicht. Wären die Ausschachtungsarbeiten um zwanzig Zentimeter weiter nach links

verlegt worden, hätte man damals schon beim Bauen die Mauer gefunden. Nur weil ein Mann mit heißem Herzen sein Hobby pflegte und zufällig in diesem Hospital Dienst tat, war diese einsam stehende Mauer im Hügel entdeckt worden. Herold hatte ein Teil der Grundmauer und die dahinterliegende Erdschicht entfernt. Erde und zertrümmerte Steine lagen zu mehreren Haufen aufeinandergeschichtet in der gegenüberliegenden Ecke.

Mit archäologischen Instrumenten und einem Pinsel hatte Herold die Hieroglyphen und mathematischen Zeichen der Mauer freigelegt, die seit Ewigkeiten das Tor in eine andere Welt war und die nun von dämonischen, den Menschen feindlich gesinnten Wesen für deren Zwecke mißbraucht wurde.

Die Mauer war noch immer durchlässig wie ein dunkler, unbeweglicher Nebel. Der Arzt mußte die Zeichen und Symbole auf dieser Seite der Welt ebenfalls berühren, um die Wand wieder zu versiegeln.

Sie verließen den Kellerraum. Es war höchste Zeit, daß Dr. Herold irgend etwas unternahm. Er litt unter starken Kreislaufbeschwerden und brauchte dringend Ruhe, um die heftig nachblutenden Wunden nicht weiter zu strapazieren.

Hellmark trug den Verletzten die Treppen hoch.

Wenn es irgendwie ging, wollte Herold, so hilflos wie er war, nicht gesehen werden.

»Mein Zimmer liegt zum Glück am Ende des Korridors. Die Nachtschwester hält sich jetzt um diese Zeit in dem kleinen Zimmer auf der Wachstation auf. Verbandszeug und Medikamente muß ich mir dann irgendwie beschaffen.«

Die Deckenlampen in den Korridoren brannten nicht. Alles lag in tiefer Finsternis.

»Scheint einen Kurschluß gegeben zu haben«, murmelte Herold. »Mir soll's recht sein. Dann sieht uns wenigstens mit Bestimmtheit keiner…« Aber dann merkte er, daß das, was, er sagte, nicht stimmen konnte. Wieso brannten dann im Keller Licht, wenn es sonst überall im Haus stockfinster war?

Mysteriös…

Er hatte auch sofort einen Verdacht. »Hoffentlich hängt das nicht mit dem Burschen zusammen, der mir den Garaus machen… wollte… Irgend etwas stimmt doch hier nicht.«

Sternenlicht sickerte durch die Fenster. Im Schein des Sternenlichts bewegten sie sich durch den stillen Korridor.

Hellmark erreichte das angegebene Zimmer, als sich der Verdacht bestätigte, daß hier im Haus in der Tat einiges nicht stimmen konnte.

Phosphoreszierender Schimmer wanderte wie helle, geisterhafte Schatten über die Wände hinter ihnen. Türen öffneten sich. Die

Geister kamen draußen vom Park und aus den Zimmern, sie näherten sich lautlos von allen Seiten.

Menschen – die keine Menschen mehr waren…

Sie leuchteten, waren erfüllt von einem kalten, unfaßbaren Licht und sahen aus wie Wahnsinnige, die aus ihren Zellen hervorkrochen.

»Was ist denn hier passiert?« entfuhr es Herold. Er taumelte gegen die Wand und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf die unwirkliche Szene.

Björn umfaßte sein Schwert richtig, bereit, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Während Herolds Abwesenheit mußte hier im Hospital etwas passiert sein, das auch der Doc sich nicht erklären konnte. Die Dinge wurden auch für Björn immer undurchsichtiger.

Was führten die Kräfte, denen er den Kampf angesagt hatte, nun gegen ihn im Schild?

Der Weg durch den Korridor war ihnen abgeschnitten. Blitzschnell vergewisserte Björn sich mit einem Blick zurück in Herolds Zimmer, daß dort niemand auf sie lauerte.

Sie mußten den Weg durch das Fenster nehmen, um zu fliehen. Die Art und Weise, wie sich die leuchtenden, kalten und unheimlichen Laute von sich Gebenden heranschoben, ließ gar keinen Zweifel aufkommen, daß sie es hier mit Besessenen zu tun hatten, die ihnen feindlich gesinnt waren.

Björn packte Herold. »Es wird hart auf hart gehen, Doktor. Irgend jemand scheint entweder Ihre Forschungen in der jenseitigen Höhle der Grauen nicht zu mögen – oder er hat etwas dagegen, daß ich immer noch am Leben bin. In diesem Fall täte es mir leid, Sie in diese unangenehme Situation gebracht zu haben.«

Fenster wurden aufgestoßen. Draußen vor dem Hospital wimmelte es von Gespenstischen. Widerschein aus dem Park jenseits des breiten Spazierweges. Dort loderten Feuer. Björn erkannte die Scheiterhaufen.

Fragen über Fragen stürmten jetzt auf ihn ein, die keine Beantwortung fanden.

Mit der Linken griff er in seine Tasche, als Herold aus eigener Kraft in das Dunkel seines Zimmers zurückwich.

Gegen diese Vielzahl von Gegnern würde er auch mit dem Schwert nicht ankommen. Also mußte die Dämonenmaske herhalten, die in vielen Fällen schon ihre große Nützlichkeit bewiesen hatte.

»Hoffentlich steht Ihr Wagen startbereit, Doc, und Sie haben genügend Benzin im Tank, damit wir weit genug kommen…«

»Was geht hier vor?« stieß Herold wie im Fieber aus. »Ich begreife nichts – ich begreife nichts mehr…« Er stand am Fenster, öffnete es. Da kamen auch von dieser Seite des Krankenhauses irr aussehende Gestalten auf sie zu.

»Dann muß ich Trick Nummer fünfzehn mit Anschleichen

anwenden, Doc«, sagte Hellmark burschikos. »Ich werde mich ein bißchen verändern, Doc. Ich sehe dann nicht sehr vorteilhaft aus. Sie werden erschrecken, aber Sie brauchen nicht zu erschrecken, das möchte ich Ihnen noch sagen.

Ich werde jetzt einen kleinen Zauber veranstalten, der sich recht nützlich für uns auswirken wird.«

Er faltete die grau-braune Dämonenmaske, die wie ein Seidenstrumpf zwischen seinen Fingern raschelte, behutsam auseinander.

»Du hast 'ne Schwäche für besondere Effekte, ich weiß«, sagte da die Stimme in seinem Bewußtsein.

»Al Nafuur!« riefen Hellmarks Gedanken erfreut.

Zwischen ihm und dem Zauberpriester aus dem fernen Xantilon kam es von Zeit zu Zeit zu Gedankenkontakten über Raum und Zeit hinweg.

»Ich würde dir vorschlagen, die Strumpfmaske schön in der Tasche zu lassen. Die zusammengeschrumpfte Haut eines Dämons nützt dir hier überhaupt nichts. Mach also nicht immer so übertriebene Versprechungen. Du sitzt ganz schön in der Tinte. Gegen die Gespenster, die D'Dyll-vh'on-Ayy geschickt hat, richtest du mit dem Fetzen nichts aus und mit dem Schwert nur wenig. Vielleicht gelingt es dir, drei oder vier zu durchbohren. Aber gegen die Übermacht kannst du nichts ausrichten. Du wirst werden wie sie und wie 'ne Fünfundsiebzig-Watt-Birne rumlaufen und nur noch das tun, was im Kopf von D'Dyll-vh'on-Ayy vorgeht.«

Zwischen Björns Augen bildete sich eine steile Falte. »Mit Macabros' Hilfe bin ich doppelt so stark und es wird mir gelingen, uns einen Fluchtweg freizukämpfen«, dachte er zuversichtlich.

»Du hast deine Rechnung ohne D'Dyll-vh'on-Ayy gemacht. Er ist gleich da, und es wird dir nicht mehr gelingen, das Weite zu ergreifen, D'Dyll-vh'on-Ayy ist zu groß für dich.«

»Was ist das dauernd für ein Name, Al? Klingt wie: dat Jelbe von Ei.«

»Du bist ein fröhlicher Mensch, der auch dann seinen Galgenhumor noch behält, wenn es ihm an den Kragen geht. Das bewundere ich so an dir. Wahrscheinlich bist du mir deshalb so sympathisch. Das muß wohl der Grund sein, weshalb ich so versessen darauf bin, aus meinem friedlichen Reich in deine unheile Welt einzudringen, um dich zu warnen. Ihr könnt ihm nicht entkommen – nicht mit der schnellsten Rakete, stünde sie euch jetzt zur Flucht zur Verfügung.«

»Dann haben wir keine Chance?« Herold stand keuchend am Fenster, Hellmark tauchte neben ihm auf und sah es draußen von kaltem Licht aussehenden Gestalten wimmeln.

»Mein Wagen steht – außenhalb des Geländes – versteckt hinter

Bäumen – niemand wußte, daß ich mich heimlich im Haus aufhielt…«

Björn nickte, während er aufmerksam die Gedankenstimme verfolgte.

»Doch. Eine geringe. ›ES‹ ist ein Geschöpf – wie andere auch, ›ES‹ hat eine Seele und einen Geist. Beides wird von Molochos auf schamloseste Weise ausgenutzt. Vor Urzeiten hat der Dämonenfürst in einem Handstreich das Bewußtsein dieses Volkes übernommen. Die von dem Feuerplaneten kommen, glauben an Molochos' Welt. Daß es eine falsche verlogene und verlorene Welt ist, erkennen sie nicht. Sie tun alles, die grausamen Riten, die in ihrem kosmischen Geist verankert sind, zu Molochos' Ehren auszuführen. Tod und Grauen ist dabei für sie eine Selbstverständlichkeit. ›ES‹ glaubt, keinen Namen zu haben. ›ES‹ irrt. Sein Name ist D'Dyll-vh'on-Ayy. Molochos hat ihm diesen Namen genommen Suche den Gedankenkontakt mit D'Dyll! Das ist mein Rat. Du allein wirst ihn nicht aufrechterhalten können. Ich werde eine Brücke schlagen – werde es versuchen – gib ›IHM‹ seinen Namen wieder – in der Hoffnung, daß ›ES‹ sich erinnert – klappt es nicht – war alles umsonst.«

Draußen grellte der Himmel taghell auf. Ein riesiges Licht stürzte wie ein Komet auf Park und Hospital herab und überstrahlte alles, so daß nicht mal mehr die flackernden Scheiterhaufen erkennbar waren.

»ES« war heran!

»ES« durchdrang alles mit seinem Geist, seinem Licht. Die Fenster zersprangen wie bei einer Explosion.

»ES« verschlang wie ein gigantisches Ungeheuer das ganze Gelände und den ganzen Park.

»ES« war plötzlich überall. In jedem Raum – füllte die äußersten Winkel und Ecken mit gleißendem Licht.

Und verschlang Dr. Henry Herold und Björn Hellmark!

*

Björn hatte das Gefühl, in einen Orkan geraten zu sein. Er verlor den Boden unter den Füßen, flog durch die Luft und landete irgendwo in dem unfaßbaren, ungeheuerlichen Lichtkörper auf einer glimmenden Terrasse.

Sekundenlang war er benommen, rappelte sich aber dann sofort wieder auf und nahm mit wachen Sinnen seine schaurig-schöne Umgebung wahr. Weiter unter sich sah er, wie der Verletzte Herold über den weißleuchtenden Boden rollte. Aus einer der verschachtelten Lichtkammern näherten sich rennende Gestalten.

Drei Männer und eine Frau! Sie liefen auf den Arzt zu, beugten sich über ihn und kümmerten sich um ihn.

»Ihr alle seid – verloren, ihr alle, Björn, seid darauf angewiesen,

wie ›ES‹ sich entscheidet«, bahnte die ferne Stimme seines unsichtbaren Freundes sich Weg in sein Bewußtsein. »Ihr werdet in den Reichen des Wahnsinns und des Vergessens landen, wenn ›ES‹ nicht begreift, worum es euch geht, Björn! Du mußt ›IHM‹ begreiflich machen, wer ihr seid, daß ihr Geschöpfe seid, die ein Recht auf Leben haben, daß Molochos die Gefahr ist und nicht der Gott, wie ›ES‹ glaubt. Keiner von euch bringt die Kraft auf, von sich aus Kontakt zu ›ES‹ zu finden. ›ES‹ aber kann euren Bewußtseinsinhalt erkennen und sezieren. ›ES‹ sieht ihn dabei mit den Augen des für ihn unfehlbaren und alles beherrschenden Molochos. Ich werde für euch den Versuch der Gedankenverbindung unternehmen – ich hoffe, daß es mir gelingt – ich hoffe es so sehr…«

Die anderen blickten zu ihm herauf. Durch Al Nafuurs Gedanken erfuhr er im nächsten Moment, wer sie waren und wie sie in die Lage geraten waren. Und sie alle würden zu seelenlosen, geistlosen Geschöpfen werden, sobald »ES« sie entließ.

»Nur seine Name, Björn – sein Name kann die Wende bringen – konzentriere dich ganz auf mich und damit auf ›ES‹, zu dessen Gedankenwelt ich die Brücke für dich schlagen will…«

In Hellmarks Hirn tat sich etwas. Ein Raunen und Wispern kam auf. Fremde, unfaßbare Gedanken durchströmten ihn und hinterließen fetzenartige Traumbilder, die er im nächsten Moment wieder vergaß.

Dann brach ein ungeheueres Rauschen auf ihn ein.

»Erdenwurm!« dröhnte eine Stentorstimme in ihm. »Ich werde dich vernichten. Du hast es gewagt, mir gegenüber einen Wunsch zu äußern. Unwertes Leben! Ich werde euch zertreten wie lästige Insekten. Ihr seid Molochos ein Dorn im Auge, ihr verweigert ihm die Gefolgschaft?! Ihr sollt die Riten befolgen, die auf Rha-Ta-N'my und Molochos, ihren erdgeborenen Diener, der der Größte unter den Fürsten der Finsternis ist, verehren, die ihnen schmeicheln und sie mit Wohlgefallen erfüllen!«

»Höre!« konzentrierte sich Björn ganz auf die Stimme in seinem Innern, und er hatte im gleichen Moment das Gefühl, daß dieser eine fieberhafte Ruf seinen Körper durch sämtliche Poren verließ und von dem pulsierenden Licht davongetragen würde. »Ich muß dir etwas erklären – du verkennst uns – weil du nichts über uns weißt. Und wir bringen dir Haß, Angst und Abscheu entgegen, weil wir nichts über dich wissen – du glaubst, du mußt Molochos gehorchen…«

»Er ist mein Leben, Unwürdiger! Ihm verdanke ich mein Sein! Wäre Molochos nicht – wie ›ICH‹ nicht existiere – er hat mir alles gegeben…«

»Das stimmt nicht!«

»Du wagst zu widersprechen?!«

Hellmark glaubte, der Schädel würde ihm platzen. Die

Gedankenbrücke funktionierte noch einwandfrei. Es war offensichtlich einfacher, als Al Nafuur gehofft hatte. Jetzt, da »ES« selbst das Gespräch wollte…

»Ja, ich widerspreche! Molochos zu dienen, ist unter der Würde eines jeden, der sich einen freien Geist, einen freien Willen erhalten hat – du bist nicht frei. Aber du kannst wieder frei werden. Du bist nicht ›ES‹, der Namenlose. Du hast einen Namen. Mit deinem Willen hat Molochos ihn dir genommen – du heißt D'Dyll-vh'on-Ayy…«

»D'Dyll-vh'on-Ayy…?«

Wie ein Echo hallte der ungewöhnlich klingende Namen durch Hellmarks Hirn. Ein Aufbrausen, eine Unruhe…

Al Nafuur meldete sich. »Die Gedankenbrücke zerbricht… er ist wütend – aber er ist nachdenklich geworden – ›ES‹ will den Kontakt nicht mehr. Jetzt müssen wir alle unsere Kräfte aufbieten. Du mußt am Ball bleiben!«

»Du bist D'Dyll-vh'on-Ayy…« dachte Hellmark, und nur an dieses eine, ungewöhnliche lange Wort, an sonst nichts anderes.

»ES« wollte sich zurückziehen. Hellmark und Al Nafuur ließen nicht locker.

»›ES‹ muß sich erinnern!« fieberten die Gedanken des unsichtbaren Zauberpriesters. »Die Brücke… wird schwächer… ich brauche nicht mehr nur dich… ich brauche euch alle… gemeinsam seid ihr eine Kraft, der er sich nicht verschließen kann. Ihr müßt das gleiche wissen, das gleiche denken… die Menschen dort unten, Björn… ich muß sie informieren… wir brauchen sie…«

Hellmark atmete schnell. Er starrte von der leuchtenden Terrasse in die Tiefe der zahllosen Gedanken- und Lichtkammern.

Die Menschen dort unten fuhren zusammen. Al Nafuur eröffnete sich ihnen, etwas, was er nie zuvor getan hatte. Die meisten waren erschreckt. Hellmark, durch die Gedankenbrücke mit den anderen nun verbunden, registrierte die verschiedenartigsten Gefühle und Stimmungen. Da war einer, der sofort begriff, worum es ging. Er nannte sich Frank Morell. Er war ein Mensch und doch war etwas Fremdes in ihm. Seine Seele war auf einer anderen Welt geboren und die Kräfte, die er mit Hilfe eines wunderbaren Kristalls aus der Tiefe des Kosmos in seinen Körper holen konnte, waren ihm nun genommen. Der Geist D'Dyll-vh'on-Ayys hatte den kosmobiologischen Kraftstrom absorbiert und gab ihn nicht wieder frei.

Al Nafuur vereinte ihren Geist. Und wieder riefen sie lautlos nach »ES« – aber sie nannten ihn beim Namen.

»Ich bin D'Dyll-vh'on-Ayy?« hallte es fragend in ihnen wider.

Minuten verstrichen. Leere… Aber sie blieb nicht. Ruhelosigkeit. In ihnen alle. Doch nicht von ihnen erzeugt.

»Ich tue euch – keinen Gefallen, wenn ich euch die Riten ausführen

lasse?«

»… ich töte euch… aber ihr wollt es gar nicht… weil es nicht gut für euch ist…«

»Töten… Sterben… D'Dyll-vh'on-Ayy versteht… ihr seid Geschöpfe, die denken und fühlen… auch D'Dyll versteht und fühlt…«

Es war, als ob aus einer unendlichen Ferne die andere Wesenheit aus längst vergangenen Urzeiten zu sich herüberziehe.

Große Zweifel… Vergleiche… Philosophien über das Werden und Vergehen, über das Wiedergeborenwerden in einem heimatlichen oder fremden Kosmos… die Weiterentwicklung eines jeden Geistes… jedes intelligente Geschöpf, egal welcher Rasse, welcher Herkunft… hatte die gleiche Chance… für Sekunden waren sie alle eins… und in diesen Sekunden wurde ihnen die große Gemeinsamkeit klar, die große Freiheit, die einer richtigen, friedlichen Entwicklung folgte, in der es keine Kriege, keinen Haß und keinen Streit gab… wenn alle guten Kräfte zusammenarbeiten, wenn Wesen die eigenen Schwächen und Unzulänglichkeiten besiegten und auch die Kräfte abwehrten, die wie lästige Parasiten von außen her von ihnen Besitz zu ergreifen versuchten… dann würde auch Molochos, der Dämonenfürst, den kürzeren ziehen.

Der Name, der ihm erst fremd, dann vertraut war, wirkte wie eine Bombe, die einen Krater riß. Die Lichtausschüttung in den gigantischen Korridoren, Gängen und Kammern wurde gewaltig. Hundert Sonnen gleichzeitig schienen zu strahlen.

Da veränderte sich Frank Morell. Der kosmobiologische Kraftstrom kehrte in seinen Körper zurück. Morell – war wieder Mirakel.

»Ich gebe zurück… was ich euch zurückgeben kann… aber ich kann euch nicht alles geben«, klagte die Stimme D'Dyll-vh'on-Ayys in ihren Hirnen. »Ich habe euch Unrecht getan… ihr seid Menschen… ihr habt ein Recht auf Leben, auf Freiheit… Molochos' hat mich getäuscht… er ist nicht der Herr, für den er sich ausgibt… ich habe ihn nie gesehen… ich weiß nicht, wo er sich aufhält… ich werde ihn suchen… und ihr werdet von mir hören… irgendwann kehre ich wieder zurück… verzeiht, was ich getan habe, vergebt den Schmerz, den ich euren Brüdern und Schwestern zugefügt habe… ich habe es nicht gewollt… ich habe es nicht gewußt… es tut mir leid, es tut mir so leid…«

Dann erlosch das Gleißen. Dunkelheit fiel über sie herein D'Dyll-vh'on-Ayy öffnete seinen lichtdurchtränkten Geistleib… und sie waren alle vereint auf dem Hügel vor dem Hospital.

Der Lichtgigant stieg vor ihnen empor. Seine Struktur verdichtete sich. Blauweiß, wie eine titanenhaft metallische, menschliche Gestalt, die keinerlei Geschlechtsmerkmale aufwies, bäumte sie sich vor ihnen auf und reckte sich, nahm eine unfaßbare Größe an.

»Als ich kam, nahm ich schemenhaft eure Gestalt an… Menschen… so seht ihr aus… ich werde so bleiben – aus Dankbarkeit darüber, daß ihr D'Dyll-vh'on-Ayy an sein wahres Ich erinnert habt. Ja, ich habe einen Namen… auch meine Brüder haben welche… sie wissen es nicht… ich werde sie suchen, sie zu erinnern versuchen… auf daß sie Soldaten werden, die nicht mit, sondern gegen Molochos marschieren! Ihr werdet mich wiedererkennen… an eurer eigenen Gestalt, die ich haben werde, wenn ich zurückkehre… irgendwann… eines Tages…«

Und damit stieg der blauweiße Gigant in den nächtlichen Himmel, tauchte ein in das Sternenmeer und verschwand.

*

Es blieb ihnen allen nicht viel Zeit, über die Ergebnisse nachzudenken.

Die Probleme stauten sich.

Im Hospital ging das Licht an. Mit dem Verschwinden des Phantoms funktionierte die Energieversorgung des Hospitals wieder einwandfrei. Die den Verstand verloren hatten, standen ratlos und grinsend herum.

Ihnen hatte D'Dyll-vh'on-Ayy nicht das zurückgeben können, was er ihnen genommen hatte.

Aus Unwissen hatte er Menschen zu hilflosen Wracks gemacht.

Hellmark, Mirakel, Lucy Sherman, Sheriff Flic und Sergeant Berry versorgten die Kranken und brachten sie zurück in die Zimmer, bis weitere Hilfe von außerhalb eintraf.

Dr. Henry Herold wurde an Ort und Stelle versorgt.

Es wurde eine lange und unvergeßliche Nacht, eine Nacht, in der sich auch Frank Morell alias Mirakel und Björn Hellmark alias Macabros näher kennenlernten.

Die Aufgabe des einen war die Aufgabe des anderen. Beide wußten, worum es ging – und sie waren bereit, jeder auf seine Weise dazu beizutragen, in die Geschicke der Welt einzugreifen, die zum Schicksal Unschuldiger führten.

Dämonen und Verirrte, Manipulierte und Geister aus dem Weltall, fremde Rassen, deren Schicksal sich bereits vor langer Zeit erfüllt hatte, waren Gegner und Hilfesuchende gleichermaßen.

Auf der und um die Erde ging etwas vor. Es galt, die Gefahren zu erkennen und rechtzeitig zu beseitigen. Es galt aber auch, aus dem Vergangenen zu lernen und Kontakte zu jenen zu finden, die in einem anderen Raum-Zeit-Kontinuum oder in diesem Teil des Universums lebten.

Beide waren sie prädestiniert dazu, hier Entscheidendes zu leisten. Aber sie wußten auch, daß sie allein gar nichts ausrichten konnten.

Sie brauchten Hilfe und Unterstützung.

In dieser Nacht wurden Björn und Frank Freunde.

*

Die erste Gelegenheit, die sich bot, nutzte Björn Hellmark, um in Darmstadt anzurufen. Was er erfuhr, traf ihn wie ein Schock.

Umgehend reiste der Deutsche ab.

Er hatte gekämpft – und doch verloren. Molochos hatte eine Schlacht gewonnen. Sein Vater war tot, und die Presse hatte ihren Sensationsbericht.

Die Manipulationen, die Bulter und seine Strohmänner in die Wege geleitet hatten, konnten nicht widerlegt werden. Rechtlich war alles in Ordnung.

Und alles, was durch den Eigentumsübergang in die Wege geleitet worden war, zog einen Rattenschwanz weiterer Forderungen nach sich.

Björn Hellmark wurde von den Maßnahmen direkt getroffen.

Er konnte nichts mehr erwarten, und es blieb ihm nichts mehr.

Um die noch vorhandenen Schulden abzudecken, ging sein Besitz ebenfalls in den Santer-Konzern über, den Simon K. Bulter vertrat.

Bungalow und Hubschrauber, Düsenmaschine und Wertsachen gehörten nicht mehr ihm.

Cleveren Geschäftsleuten, die gemeinsame Sache mit finsteren Mächten machten, gehörte das, was gestern noch sein Eigentum war.

Einen letzten Flug machte er mit der zweistrahligen Maschine, die er Feuervogel getauft hatte. Er brachte den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh, der sein kostbarster Besitz geworden war, auf die unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln.

Alles war ihm genommen worden…

Alles? Nein. Seine Freunde waren ihm geblieben und Marlos, und es wurde ihm bewußt, daß er hier alles hatte, was er brauchte. Essen und Trinken und Freiheit und die Sicherheit, hier den Kampf gegen die Mächte der Finsternis und die Feinde der Menschen und der Freiheit zu organisieren und fortzusetzen.

Er nahm das, was geschehen war, wie eine Prüfung hin. Er war schon einmal gestorben, er sah dies wie seinen zweiten Tod. Er verschwand von der Welt der Menschen – und war doch noch da!

»Es gibt viel zu tun«, sagte er zu Rani Mahay, zu Carminia Brado und Pepe auf der sonnenüberstrahlten Insel, auf der für Gleichgesinnte die ersten Blockhütten bereits standen. »Die Begegnung mit D'Dyll und Dr. Herold zeigt, daß wir vieles noch nicht wissen. Wer sind die Grauen – und was wollten sie? Diese Fragen zu klären, scheint mir wichtig zu sein. Marlos ist ein besonderer Ort in dieser Welt, nicht

umsonst wurde mir dieses Geschenk von den Priestern der Weißen Kaste Xantilons gemacht. Ich fange erst jetzt an, den Besitz dieser Welt richtig zu schätzen. Jetzt müssen wir nur noch herausfinden, welchen Platz der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh einnehmen soll. Wir wir wissen, ist der Standort entscheidend für die Wege, die er uns eröffnet. Die Wahrscheinlichkeit, daß wir neue Welten entdecken und betreten werden, ist groß…«

»Sie ist nicht nur groß, sie ist gewiß, Björn«, sagte da die vertraute Stimme seines Geistführers.

»Al Nafuur!« dachte Hellmark, und das Zwiegespräch, das er nun führte, spielte sich nur in seinen Gedanken ab.

»Ich werde dir den Ort nennen, wo du ihn aufstellen sollst. Es wird sich manches für dich ändern. Dein Leben ist nicht leichter, sondern schwerer geworden. Wieder einmal, ja. Ich werde dir bald einen Hinweis geben, der dich auf eine entscheidende Fährte führt. Du mußt Tschinandoah finden…«

»Tschinandoah?«

»Ja. Eine jenseitige Stadt, die eine Botschaft für dich hat…«

»Was ist mit den Grauen, Al? Weißt du etwas über sie?«

Aber da war die Gedankenstimme schon wieder weg.

Hellmark aber wußte, daß Al Nafuur sich bald wieder melden würde.

*

Das Auftauchen des Phantoms aus dem All mit dem Namen D'Dyll-vh'on-Ayy hatte für Frank Morell noch ein Nachspiel.

Als er an diesem Tag mit Verspätung ins Büro kam, standen vor dem Hochhaus mehrere Polizeifahrzeuge und zwei Rettungswagen. Im Haus selbst war Aufregung. Laute Stimmen waren zu hören.

Aus einem der oberen Stockwerke wurden zwei Zinksärge gebracht.

»Was ist passiert?« fragte Morell einen Polizeibeamten.

»Genaues weiß niemand. In einer Wohnung hat ein Mann vorhin seine tote Frau und Tochter gefunden. In einem Anfall geistiger Umnachtung hat die Frau offenbar erst das Kind und dann sich selbst umgebracht…«

Morell lief es eiskalt über den Rücken.

Margarete Schaller! Die kleine Sonja!

Geistige Umnachtung? Ja. Ausgelöst durch einen unheimlichen Besucher aus dem All, der so gerne manches rückgängig machen wollte… aber die mit Molochos' Wahnsinnsbildern und -absichten einmal konfrontiert worden waren, für die gab es kein Zurück mehr.

Niemand würde je erfahren, was sich hier wirklich abgespielt

hatte.

In einigen Tagen würden neue Sensations- und Schreckensmeldungen aus aller Welt die Menschen das vergessen lassen, was sie jetzt noch beschäftigte.

Der Alltag ging weiter…

ENDE